

epd Dokumentation online

Herausgeber und Verlag: Gemeinschaftswerk der Evangelischen Publizistik (GEP) gGmbH,
Emil-von-Behring-Str. 3, 60439 Frankfurt am Main.

Geschäftsführer: Direktor Jörg Bollmann

Amtsgericht Frankfurt am Main HRB 49081

USt-ID-Nr. DE 114 235 916

Verlagsleiter: Bert Wegener.

Chefredakteur der epd-Zentralredaktion: Dr. Thomas Schiller.

epd Dokumentation: Uwe Gepp (verantw.)

Erscheinungsweise: einmal wöchentlich, online freitags.

Bezugspreis:

- **Online-Abonnement** „epd Dokumentation“ per E-Mail: monatl. 26,70 Euro, jährlich 320,40 Euro, 4 Wochen zum Ende des Bezugsjahres kündbar. Der Preis für das Online-Abonnement schließt den Zugang zum digitalen Archiv von epd-Dokumentation (ab Jahrgang 2001) ein.

Verlag/Bestellservice (Adresse siehe oben unter GEP): Tel: 069/58098-191,

Fax: 069/58098-226, E-Mail: aboservice@gep.de

Redaktion (Adresse siehe oben unter GEP): Tel: 069/58098-209

Fax: 069/58098-294, E-Mail: doku@epd.de

© GEP, Frankfurt am Main

Alle Rechte vorbehalten. Die mit dem Abo-Vertrag erworbene Nutzungsgenehmigung für „epd Dokumentation“ gilt nur für einen PC-Arbeitsplatz. „epd Dokumentation“, bzw. Teile daraus, darf nur mit Zustimmung des Verlags weiterverwertet, gedruckt, gesendet oder elektronisch kopiert und weiterverbreitet werden.

Anfragen richten Sie bitte an die epd-Verkaufsleitung (Adresse siehe oben unter GEP),

Tel: 069/58098-259, Fax: 069/ 58098-300, E-Mail: verkauf@epd.de.

Haftungsausschluss:

Jede Haftung für technische Mängel oder Mängelfolgeschäden ist ausgeschlossen.

Dokumentation

Frankfurt am Main ■ 06. September 2016

www.epd.de

Nr. 36

■ Unterwegs im Auftrag des Herrn. Christliche Identität im Handeln von Diakonie und evangelischer Kirche

Evangelische Akademie zu Berlin, Berlin, 14.12.2015

Impressum

Herausgeber und Verlag:
Gemeinschaftswerk der
Evangelischen Publizistik (GEP)
gGmbH
Anschrift: Emil-von-Behring-Str. 3,
60439 Frankfurt am Main.
Briefe bitte an Postfach 50 05 50,
60394 Frankfurt

Geschäftsführer:
Direktor Jörg Bollmann
Verlagsleiter:
Bert Wegener
epd-Zentralredaktion:
Chefredakteur: Dr. Thomas Schiller

epd-Dokumentation:
Verantwortliche Redakteure:
Uwe Gepp (V.i.S.d.P.) /
Reinhold Schardt
Tel.: (069) 58 098 -135
Fax: (069) 58 098 -294
E-Mail: doku@epd.de

Der Informationsdienst
epd-Dokumentation dient der
persönlichen Unterrichtung.
Nachdruck nur mit Erlaubnis und
unter Quellenangabe.
Druck: druckhaus köthen
Friedrichstr. 11/12
06366 Köthen (Anhalt)

■ Zum Verhältnis von Diakonie und Kirche

»Wenn wir die beiden Systeme Diakonie und Kirche betrachten, dann können wir bei aller Unterschiedlichkeit zunächst die Gemeinsamkeiten betonen. Diakonie und Kirche verstehen sich als Akteure in der Gesellschaft. (. . .) Mit dem in besonderer Weise zu Beginn des 20. Jahrhunderts anwachsenden diakonischen Häusern in ganz Deutschland ist ein Paradigmenwechsel erfolgt. Die ursprüngliche Anstaltsdiakonie hat sich hin zu einer professionell agierenden unternehmerischen Diakonie gewandelt.« (Fichtmüller, S. 4)

»Unsere Art, Kirche zu sein, braucht ein Umfeld, das in Beziehung zu ihr steht. Ein Umfeld, das die Kirche wahrnimmt und sich mit ihr auseinandersetzt, und eine Kirche, die sich als Bestandteil von ihm fühlt. Wir kommen aus einer langen Geschichte der Verbundenheit von gesellschaftlichem System und Kirchenorganisation. Diese Verbundenheit drückt sich in sehr unterschiedlichen Formen aus: Jahrhundertlang war die Kirche an der politischen Macht beteiligt, stützte sie oder stand in Konkurrenz zu ihr.« (Lohmann, S. 9)

»Regeln machen dann Sinn, wenn sie Inhalte stützen und fördern. (. . .) Wenn ich nun, als Mitarbeiter der Stiftung Samariteranstalten Fürstenwalde / Spree wiederum sehr kurz, die Geschichte vom Barmherzigen Samariter betrachte, wird das nicht überraschen. Lukas wirft die Frage auf: An welche Regel muss ich mich halten, welches Kriterium muss erfüllt sein, dass ich meinen Nächsten als diesen erkenne? (. . .) Es sind bestehende Regeln, die dem Priester und dem Leviten die Hilfeleistung verwehren. Und es ist die Barmherzigkeit, die Regeln außer Kraft setzt – nicht grundsätzlich, aber aktuell –, und den Samariter helfen lässt.« (Voget, S. 13)

»Getragen von dem Wunsch, das Gemeinwesen zu gestalten und Menschen aktiv zu unterstützen, begründeten in dieser Situation engagierte Kirchengemeinden ‚ESTA‘ mit dem Motto Einsetzen statt Aussetzen. Mit den ersten Projekten widmete sich ESTA der Beschäftigungsförderung und damit dem dringlichsten Problem vieler Menschen nach der Wende, die ihre Arbeit verloren hatten und sich abgeschoben fühlten.« (Schulz, S. 15)

»Beginnen möchte ich mit einer Aussage eines ehemaligen Vorstandsmitgliedes des Diakoni-

schen Werkes Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz e.V. (DWBO) auf einer Tagung der Geschäftsführer der Regionalen Diakonischen Werke (RDW) vor einigen Jahren: ‚Das RDW Teltow-Fläming hat ein Geschäftsmodell, welches eigentlich nicht tragfähig ist und dennoch erfolgreich bestehen kann.‘« (Lehmann, S. 16)

»In gewisser Weise wird diese Verhältnisbestimmung (von Kirche und Diakonie, d. Red.) immer schon aus der Gegenüberstellung von Vereinsdiakonie und verfasster Kirche her betrachtet. Das ist kirchengeschichtlich bedingt und juristisch korrekt. Theologisch bleibt es rechtfertigungsbedürftig. Wir stellen ja auch nicht ‚Kirche und Zeugnis‘, ‚Kirche und Gottesdienst‘ in der Weise gegenüber, wie wir es so oft mit ‚Kirche und Dienst‘ tun. Nehmen wir alle drei Grundvollzüge der Kirche als – um im Duktus unseres Kirchenrechts zu bleiben – Lebens- und Wesensäußerungen der Kirche ernst, darf dieser Sonderstatus der Diakonie nur organisationsrechtlich, nicht aber funktional begründet werden. Die Kirche muss sich Wicherns Aufruf vorhalten lassen, in der Liebe wie im Glauben zu gründen.« (Schnabel, S. 23)

Quelle:

Unterwegs im Auftrag des Herrn. Christliche Identität im Handeln von Diakonie und evangelischer Kirche

Evangelische Akademie zu Berlin, Berlin, 14.12.2015

Aus dem Inhalt:**Unterwegs im Auftrag des Herrn. Christliche Identität im Handeln von Diakonie und evangelischer Kirche, Evangelische Akademie zu Berlin, Berlin 14.12.2015**

▶ Matthias Fichtmüller: Diakonie ist Kirche Plädoyer für eine kirchliche Eigenständigkeit der Diakonie	4
▶ Heinz-Joachim Lohmann: Kirche ist Diakonie Überwindung der gesellschaftlichen Erosion durch Präsenz im Gemeinwesen Plädoyer für eine diakonische Kreativität der Kirche	9
▶ Paul Gerhard Voget: Organisationen folgen Regeln Reformatorische Kirche ist lernende Kirche – auch von der Diakonie!	13
▶ Christiane Schulz: Das Konzert der Zivilgesellschaft Evangelische Präsenz im kommunalen Raum durch Gemeinwesendiakonie (1)	15
▶ Holger Lehmann: Das Konzert der Zivilgesellschaft Evangelische Präsenz im kommunalen Raum durch Gemeinwesendiakonie (2)	16
▶ Dr. Patrick Roger Schnabel: Lokal handeln in Brandenburg Entwicklungspolitische Orientierungen im ländlichen Raum	23
▶ Protokoll der Podiumsdiskussion: Gemeinschaft der Tat Synergien aus unterschiedlicher Organisation und Vorgehensweise	29

Diakonie ist Kirche

Plädoyer für eine kirchliche Eigenständigkeit der Diakonie

Von Pfarrer Matthias Fichtmüller, Theologischer Vorstand des Oberlinhauses Potsdam

Unterwegs im Auftrag des Herrn. Christliche Identität im Handeln von Diakonie und evangelischer Kirche, Evangelische Akademie zu Berlin, Berlin 14.12.2015

Sehr geehrte Damen und Herren, liebe Gäste,

»Unterwegs im Auftrag des Herrn«, das ist das Motto der »Blues Brothers« im gleichnamigen Film. In diesem Film sind zwei sehr unterschiedliche und äußerlich doch ähnliche Typen unterwegs, um auf ehrliche Weise 5000 Dollar aufzutreiben, um damit Menschen zu helfen. So gesehen, ist es ein Film über die Diakonie. Auch wenn das niemand so sagen würde.

Aber der Tagungstitel ist für diese Fachtagung auch gut geeignet, um die verschiedenen Denkansätze, Aufgaben und Schwerpunkte zwischen Diakonie und evangelischer Kirche festzustellen. Es wird im Folgenden natürlich auch um Identität gehen. Identität, die Menschen in Diakonie und Kirche gleichermaßen leben und praktizieren.

Dabei gibt es schon beim flüchtigen Blick auf die Diakonie einen wesentlichen Unterschied zur Kirche: Die Diakonie lebt heute auch davon, dass in ihr auch Menschen arbeiten, die keiner christlichen Kirche angehören, die nicht getauft sind, die nie etwas vom Evangelium gehört haben. Das macht die Betrachtung der Diakonie aus Sicht der Kirche möglicherweise etwas suspekt, es macht sie aber vor allem interessant.

Ich möchte zunächst meine Perspektive schildern, aus der ich die Diakonie (hier ausschließlich die unternehmerische Diakonie) und die Kirche betrachte:

Zehn Jahre lang Superintendent in einem südbrandenburgischen Kirchenkreis und insgesamt 17 Jahre Gemeindepfarramt haben mich gelehrt, einen Blick in diese Kirche zu werfen. Als evangelischer Pfarrer und Teil dieser Kirche ist sie mir immer ein Stück Heimat.

Seit acht Jahren leite ich nun ein diakonisches Unternehmen in Ostdeutschland, in dem ganz andere Parameter den Alltag bestimmen als in der Zeit meiner Arbeit in der Leitung von Gemeinde

und Kirchenkreis. In der Kirchengemeinde waren es schwerpunktmäßig Angebote für Menschen, die Teil der evangelischen Kirche sind oder ihr sehr nahe stehen, die also sich zu diesem sozialen System in unterschiedlicher Nähe verbunden fühlten.

In der unternehmerischen Diakonie nun gibt es einen völlig anderen Ansatz: Hier geht es darum, Leistungen für Menschen zu erbringen, die nur bedingt danach fragen, ob Mitarbeitende oder die Organisation eine konfessionelle Prägung haben. In einem diakonischen Krankenhaus möchten Menschen in ihrem Heilungsprozess unterstützt werden. Dass dabei die Motivation der Mitarbeitenden und die erlebte Pflege in einem diakonischen Haus eine andere sein sollte als in einem nicht konfessionellen Haus, das wird vorausgesetzt und erwartet. Es ist aber nicht konstitutiv für die Erwartungshaltung der Patienten.

Wenn wir die beiden Systeme Diakonie und Kirche betrachten, dann können wir bei aller Unterschiedlichkeit zunächst die Gemeinsamkeiten betonen. Diakonie und Kirche verstehen sich als Akteure in der Gesellschaft. In Ostdeutschland in besonderer Weise in einer pluraler und insgesamt auch säkularer werdenden Gesellschaft. Die Maxime des Handelns von Kirche und Diakonie ist im gleichen Ursprung zu finden, d. h., es sind die biblischen Texte, die die Motivationen der beiden Organisationen und vor allem der Menschen, die beide Organisationen repräsentieren, begründen.

Verschiedenheit durch geschichtliche Prägungen

Neben den diakonischen Handlungen, die seit Anbeginn der christlichen Kirche zum Wesen der Kirche gehören, hat es in den letzten 150 Jahren eine Entwicklung gegeben, die zwei unterschiedliche Institutionen, und in deren Folge auch zwei unterschiedliche Organisationen hervorgebracht haben. Dabei ist in besonderer Weise interessant, dass die diakonischen Aktivitäten, die Mitte des 19. Jahrhunderts in Deutschland entstanden, außerhalb der Kirchengemeinden gegründet wurden. Dies hat auch mit dem landesherrlichen Kirchenregiment zu tun, d. h. mit dem bischöflichen Amt, das der oberste Landesherr innehatte. Höchster Repräsentant der evangelischen Kirche war lange Zeit ein weltlicher Herrscher. Auch

deshalb war die Kirche mit ihrer Staatsnähe kein Anwalt der Bekämpfung der Not und des Elends, das sich insbesondere in der Folge der Industrialisierung im 19. Jahrhundert in Europa und in Deutschland entwickelte. Mit dem Erstarken des Proletariats hat die Kirche ihre erste Erschütterungswelle erfahren, in der es zwar noch eine hohe formale Kirchengemeinschaft gab, gleichzeitig aber erlebt wurde, dass kirchliche Aktivitäten nicht die ärmeren Bevölkerungsschichten in den Blick nahmen.

In dieses soziale Umfeld hinein hat Wichern 1848 seine berühmte Rede auf dem Kirchentag in Wittenberg gehalten. Die Entstehung von Diakonissenhäusern und Diakonenhäusern vor 150 Jahren war auch eine Antwort auf das spannungsreiche Verhältnis von Kirche zur Gesellschaft.

Die Aktivitäten der Diakonie (die damals Innere Mission hieß) waren also hauptsächlich außerhalb von Kirchengemeinden in Stiftungen oder freien Vereinen organisiert.

Zu Beginn waren die handelnden Akteure oftmals Diakonissen oder Diakone. Hier waren persönlicher Glaube und helfendes Handeln identisch. Nicht umsonst hat sich das an dem Begriff »Innere Mission« festgemacht.

Von Anfang an hat es während der Entwicklung von Einrichtungen der Diakonie immer wieder Spannungen zwischen Kirche und den Einrichtungen der Diakonie gegeben. Sprachlicher Höhepunkt des Konfliktes war die Feststellung des Theologen Münchmeyer (1807-1829), der die Innere Mission gar als »Schlinggewächs am Baum der Kirche« sah. (*Christoph, Joachim, Der gemeinsame Rechtsrahmen von Kirche und Diakonie. ZevKiR 49, 2004, S. 465*)

Diese Spannungen lassen sich auch in der Organisation abbilden. Allein die Wandlung der Begriffe ist ein Spiegel des jeweiligen Selbstverständnisses:

Bis 1945 gab es den »Centralausschuss für Innere Mission« relativ eigenständig. In ihm waren diakonische Häuser seit 1849 in einem Dachverband zusammengefasst. Nach dem Krieg hat im August 1945 die evangelische Kirche dann ihr eigenes Hilfswerk auf der Kirchenkonferenz in Treysa gegründet. Beide große Hilfsorganisationen haben sich 1957 zu »Innere Mission und Hilfswerk« zusammengeschlossen. Seit 1975 sind diese beiden Namen in die Organisationsform »Diakonie«

überführt worden. Die Diakonie, wie wir sie heute kennen, hat ihre Gestalt damals erhalten.

In all den 150 Jahren hat sich die Diakonie immer in einer Parallelstruktur zur Kirche befunden, gleichzeitig war sie immer in Verflechtung. Dramatische Ereignisse, wie die Herrschaft der Nationalsozialisten oder die Entwicklung in einem exzessiv antikirchlich und säkular geprägten Staat wie der DDR, haben isolierte Entwicklungen vorangetrieben.

Das Handeln (Kleinkindschulen, Krüppelpflege, usw.) diakonischer Vereine oder Stiftungen war zwar im Glaubenskontext der Kirche verankert, bildete aber in der Organisation Kirche einen externen, eigenen Mikrokosmos. Bereits damals mussten diakonische Häuser mit ihrem offensiven Spendenmarketing unternehmerisch handeln. D. h., die ursprüngliche Verortung der Diakonie in der Nähe des großen sozialen Systems Kirche/Religion, freilich ohne eine strukturelle Verflechtung, hat sich im Laufe der 150 Jahre deutlich verändert, hin zu dem gesellschaftlichen System der Wirtschaft.

Heute sind diakonische Unternehmen in besonderer Weise wirtschaftlichen und staatlichen Gesetzen unterworfen: Die Wirtschaftsprüfung nach dem GmbH-Gesetz; die konsequente Einhaltung der Abgabenordnung; Managementmodelle, die diakonische Unternehmen wettbewerbsfähig machen, und andere Beispiele machen deutlich, dass die Verortung inzwischen innerhalb des Systems Wirtschaft wesentlich ist. Gleichzeitig besteht durch die geistliche evangelische Prägung, Anstaltskirchengemeinden oder die Freistellung von Pfarrern für Aufgaben in der Diakonie auch eine Schnittmenge zum System Kirche und Religion.

Paradigmenwechsel

Mit dem in besonderer Weise zu Beginn des 20. Jahrhunderts anwachsenden diakonischen Häusern in ganz Deutschland ist ein Paradigmenwechsel erfolgt. Die ursprüngliche Anstaltsdiakonie hat sich hin zu einer professionell agierenden unternehmerischen Diakonie gewandelt.

In der Folge dieser Veränderung sind in erheblichem Maße zivile Beschäftigte hinzugekommen, die die Aufgaben der Diakonissen übernommen und in vielen Bereichen im Punkt der Fachlichkeit erweitert haben.

Wenn man die deutsche Teilung und die Besonderheiten der Zeit des Dritten Reiches ausklam-

mert, dann kann man mit dem Blick auf die jüngere Geschichte feststellen, dass Kirchengemeinden, insbesondere in Ostdeutschland, unter dem verstärkten wirtschaftlichen Druck vermehrt ihre diakonischen Aktivitäten ausgelagert haben. Exemplarisch sei dies an Gemeindestationen oder Kindergärten deutlich gemacht. Hier wurden regionale diakonische Werke geschaffen, die diese Aufgaben in Eigenverantwortung gemanagt haben. Die Vernetzung zur Kirchengemeinden ist dann in Gottesdiensten oder der Beteiligung am Gemeindeleben gesichert. Dadurch wurde der Sprung von der ursprünglichen Barmherzigkeitsdiakonie der Kirchengemeinden zum unternehmerischen Engagement diakonischer Wirtschaftsunternehmen beschleunigt.

Diakonische Unternehmen mussten und müssen nach Marktgesichtspunkten handeln. Doch dieser Wandel hat auch Auswirkungen auf die Identität.

Identität vor diesem Hintergrund innerhalb der Diakonie heißt heute auch, dass neben der früheren hohen intrinsischen Motivation von Diakonissen (oder Christen, die eine bewusste Berufentscheidung zu DDR Zeiten für ein diakonisches Unternehmen getroffen haben), die einen Glaubensschritt vollzogen haben und damit Unternehmen stark gemacht haben, heute an deren Stelle auch zivile Beschäftigte getreten sind, die die Ziele eines diakonischen Unternehmens mittragen, sich aber sonst als Arbeitnehmer verstehen.

In deren Folge ist, in besonderer Weise in Ostdeutschland, für viele diakonische Unternehmen Kirchlichkeit kein Einstellungskriterium oder Merkzeichen der Diakonie mehr. Formal wird als Merkzeichen die Zugehörigkeit zu einer christlichen Kirche erwartet (ACK-Klausel), aber auch diese kann in einer religiös pluralen und säkularen Gesellschaft nicht mehr umgesetzt werden.

Interessant ist, dass sich sowohl das Identitätsverständnis innerhalb der evangelischen Kirche regelmäßig verändert, (siehe dazu die V. Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung), aber natürlich auch die Identität und das Selbstverständnis von Mitarbeitenden in einem diakonischen Unternehmen. Dies hängt auch damit zusammen, dass die Organisation Diakonie sich einem beständigen Wandel unterwerfen muss.

Diakonie als Unternehmen

Nach der deutschen Einheit 1990 gab es im Jahre 1995 einen deutlichen Einschnitt in die Sozialgesetzgebung der Bundesrepublik, die dazu führte, dass das Kostendeckungsprinzip abgeschafft wurde und der Wettbewerb im Gesundheits- und Sozialmarkt Einzug hielt. Dieses hat wesentlich zur Veränderung im Selbstverständnis der unternehmerischen Diakonie geführt. Gab es bis dahin eine Sicherstellung des Finanzaufwandes von Unternehmen, eine Dienstgemeinschaft die sich nicht in Konflikten über die Finanzierung der Arbeit abbildete, sind ab dem Jahre 1995 zunächst vermehrt unternehmerische Belange in die Diakonie eingewandert.

Unternehmerische Diakonie befindet sich in einem Sozialmarktdreieck zwischen Kunde – Leistungserbringer – Kostenträger. Da die Diakonie mit den meisten Leistungsempfängern die Bezahlung nicht direkt verhandelt, kann es nicht wirklich Einfluss auf die Preisgestaltung und damit auch auf die Lohngestaltung ihrer Mitarbeitenden nehmen. Oder lapidar formuliert: wenn eine diakonische Einrichtung zu viel Gewinn macht, dann macht entweder der Kostenträger oder der Arbeitgeber etwas falsch. Gleichzeitig sind diakonische Unternehmen aber auch verpflichtet, Überschüsse zu erwirtschaften, um künftige Investitionen und Aufgaben bewerkstelligen zu können.

Darüber hinaus finanziert die Diakonie ihre Pfarrstellen oder Angebote für die geistliche Versorgung, wie den Unterhalt von Kirchen, die Arbeit von Kirchengemeinden, Seelsorge an Bewohnern und Mitarbeitenden allein aus ihren Unternehmensgewinnen.

Es gibt durchaus noch mehr Systemdifferenzen. Dazu gehört unter anderem die Frage des ehrenamtlichen Engagements. In der Diakonie sind in der Regel die leitenden Aufsichtsgremien (Aufsichtsräte oder Kuratorium) ehrenamtlich besetzt, die Leistungserbringung wird von Hauptamtlichen erbracht.

In der evangelischen Kirche ist es genau umgekehrt. Wesentlicher Teil des Selbstverständnisses einer Kirche ist das ehrenamtliche Engagement von Menschen in ganz unterschiedlichen Bereichen, die mit diesem Engagement, dem Feiern und dem gemeinsamen Glaubenszeugnis das Wesen der christlichen Kirchen definieren.

Unterschiedlichkeit als Chance

Kirche und Diakonie waren also historisch nie eine Einheit, sie sind es auch in der Gegenwart nicht. Die entscheidende Frage ist, wer dieses Verhältnis von Kirche und Diakonie definiert und aus welchem Blickwinkel es betrachtet wird. In der Folge muss sich dann die Frage stellen, inwieweit Diakonie Aufgaben der christlichen Kirche übernimmt und somit selbst Kirche ist. Was kann Diakonie von Kirche lernen?

Gleichzeitig muss sich die Kirche fragen lassen, was sie von den unternehmerischen Belangen der Diakonie lernen kann und ob sie ihre Organisationsstruktur nach unternehmerischen Gesichtspunkten aufstellen kann.

Dabei sind für beide Organisationen zunächst die Ziele zu definieren.

Was ist das Ziel von Kirche? Biblisch betrachtet ist es die Verbreitung des Evangeliums und das Betreiben von Mission.

Welches sind die Ziele und wesentlichen Aufgaben in der unternehmerischen Diakonie? Diese Frage ist komplex mit erneuten Fragen zu beantworten: Ist es die Leistungserbringung am Kunden? Ist es der Erhalt des Unternehmens? Ist es die Sicherung von Arbeitskräften? Ist es die Dienstgemeinschaft in einer gemeinschaftlich verstandenen Leistungserbringung am Menschen? Ist es die Zusage, ein verlässlicher Sozialpartner zu sein? Ist es die Verkündigung des Evangeliums durch die Tat? Ist es die Linderung der Not in dieser Welt?

An der Beantwortung dieser Fragen macht sich die Identität der Menschen fest, die den Institutionen Kirche und Diakonie ihre Gestalt geben.

Wenn sich beide Institutionen auf ihre Kernfrage und damit ihr Kerngeschäft besinnen, dann gilt es, die Frage zu beantworten, ob es dann noch deckungsgleiche Selbstverständlichkeiten zwischen Kirche und Diakonie gibt?

Zusammenfassung und Ausblick:

Diakonie ist Wesens- und Lebensäußerung der Kirche. (Art. 15 der Grundordnung der EKD)

Das ist ein hoher Anspruch, der für die unternehmerische Diakonie in einer komplexen Betrachtungsweise kaum noch zu bestätigen ist.

Meine Antwort darauf ist kürzer, und sie kommt in Form einer Frage daher: Ist Diakonie nicht selbst Kirche? Erfüllt sie nicht selbst die Wesensmerkmale von Kirche, das diakonia, martyria, leiturgia und koinonia? Sie handelt diakonisch, bezeugt das Evangelium, feiert mit der Gemeinde, und schafft Gemeinschaft.

Diakonie wäre dann anders Kirche. Mitgliedschaftsfragen würden nicht mehr durch die Taufe, Konfirmation und Kirchensteuerveranlagung definiert. Das Handeln wäre der treibende Zug. An der Umsetzung des biblischen Gebotes zum Erfüllen des Willen Gottes könnten in einer Diakoniegemeinde Christen und Nichtchristen gleichermaßen mitwirken.

Diese Diakoniekirche wäre als Schwesterkirche zu den Landeskirchen zu entwickeln. Dann ist sie mehr als eine virtuelle Kirche. Sie ist real. Sie nimmt keine Mitglieder auf, aber sie handelt als Organisation und als Institution. Sie feiert, sie verkündet in Wort und Tat, sie teilt das Abendmahl, sie tauft und sie handelt diakonisch.

So schafft sie überkonfessionelle Identität für ein Wirken, das im Auftrag des Herrn unterwegs ist.

Vielen Dank.

Weiterführende Literatur:

Christoph, Joachim E. (2005): *Die Zuordnung der Diakonie zur verfassten Kirche*. In: Reinhard Schmidt-Rost (Hg.): *Soll ich meines Bruders Hüter sein? Erkundungen und Reflexionen zum spannungsreichen Verhältnis von Kirche und Diakonie*.

Conring, Hans-Tjabert (2007): *»Wer sagt, was Kirche ist?«*. In: Volker Herrmann (Hg.): *Diakonische Existenz im Wandel*. »Hephata - öffne dich« Bd. 39. Heidelberg: *Diakoniewiss. Inst (DWI-Info)*, S. 157–162.

Bedford-Strohm, Heinrich: *Nicht Abgrenzung, sondern Öffnung. Kirche und Diakonie im multireligiösen Kontext*. In: *Deutsches Pfarrerberblatt. Die Zeitschrift evangelischer Pfarrerinnen und Pfarrer* 6/2015. Speyer: *Verlagshaus Speyer*, S. 331–334.

Daiber, Karl-Fritz (1988): *Diakonie und kirchliche Identität. Studien zur diakonischen Praxis in einer Volkskirche*. Hannover: *Luth. Verl.-Haus*.

Degen, Johannes (1994): *Verfaßte Kirche und Diakonie im Vorhof. Beobachtungen und Thesen zum Verhältnis von Kirche und Diakonie*. In: *Diakonisches Werk der Evangelischen Kirche in Deutschland (Hg.): Diakonie Korrespondenz. Informationen aus*

dem sozialen Geschehen in Kirche, Oekumene und Gesellschaft (2), S. 3–11.

Diakonisches Werk Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz (Hg.) (2013): *Diakonie und Kirche - gemeinsam auf dem Weg?* Fachtag am 10. April 2013 in Lobetal. Berlin.

Diakonisches Werk der EKD (Hg.) (1999-1): *Diakonie ist Kirche. Zur Konfessionalität eines Wohlfahrtsverbandes. Informationen und Materialien aus dem Diakonischen Werk der EKD 1999* (3). Stuttgart.

Götzelmann, Arnd (Hg.) (2009): *Diakonische Kirche. Anstöße zur Gemeindeentwicklung und Kirchenreform. Festschrift für Theodor Strohm zum 70. Geburtstag. Unter Mitarbeit von Theodor Strohm*. 1. Aufl. Norderstedt: Books on Demand.

Hildemann, Klaus D. (Hg.) (2008): *Kirche der Freiheit - Diakonie der Knechtschaft? Wie Diakonie und Kirche voneinander profitieren können*. Leipzig: Evang. Verl.-Anst. (Konkretionen des Sozialen, Bd. 5).

Hofmann, Beate (2014): *Ekklesiologische Begründungsansätze von Diakonie*. In: Christoph Sigrist (Hg.): *Helfendes Handeln im Spannungsfeld theologischer Begründungsansätze*. Zürich: Theologischer Verlag Zürich.

Jäger, Alfred (1998): *Diakonie als eigenständige Gestalt von Kirche*. In: Jürgen Gohde (Hg.): *Konfession, Profession, Institution*. Reutlingen: Diakonie-Verl. der Gustav-Werner-Stiftung zum Bruderhaus (Diakonie, 1998), S. 232–243.

Kaminski, Uwe (2014): *»Wesens- und Lebensäußerung«? Diakonie und Kirche*. In: Ursula Krey (Hg.): *Von der inneren Mission in die Sozialindustrie? Gesellschaftliche Erfahrungsräume und diakonische Erwartungshorizonte im 19. und 20. Jahrhundert*. Bielefeld:

Luther-Verl. (Beiträge zur westfälischen Kirchengeschichte, Bd. 42), S. 31–48.

Moos, Thorsten (2013): *Kirche bei Gelegenheit*. In: *Zeitschrift für evangelisches Kirchenrecht* 58 (3./4.), S. 253–279.

Nethöfel, Wolfgang (1998): *»Diakonie im Unternehmen Kirche«*. In: Krolzik, Udo (Hg.): *Zukunft der Diakonie. Zwischen Kontinuität und Neubeginn*. Bielefeld: Luther-Verl., S. 21–36

Petersen, Nils (2012): *»so wie ich Euch geliebt habe!«*. Überkommene und aktuelle Begründungsfiguren einer diakonischen Kirche (Kirche in der Stadt, Bd. 19).

Ruschke, Werner M.: *Wann »lohnt« sich diakonische Arbeit? Diakonie im Spannungsfeld von christlicher Idee und ökonomischer Wirklichkeit*. In: *Deutsches Pfarrernblatt. Die Zeitschrift evangelischer Pfarrerinnen und Pfarrer* 7/2012. Speyer: Verlagshaus Speyer, S. 394–401

Ruschke, Werner M. (2007): *»...wer ist die Schönste im ganzen Land?«*. Konkurrenz und Kongruenz zwischen Diakonie und Kirche. In: Volker Herrmann (Hg.): *Diakonische Existenz im Wandel. »Hephata - öffne dich«* Bd. 39. Heidelberg: Diakoniewiss. Inst (DWH-Info, 39), S. 163–169.

Schildmann, Johannes (2007): *»Diakonie als Kirche?«*. In: Desmond Bell (Hg.): *Diakonie im Übergang*. Bochum: Evang. Fachhochsch. Rheinland-Westfalen-Lippe (Denken und Handeln, N.F., Bd. 1).

Schmidt-Rost, Reinhard (Hg.) (2005): *Soll ich meines Bruders Hüter sein? Erkundungen und Reflexionen zum spannungsreichen Verhältnis von Kirche und Diakonie*. Hannover: Luth. Kirchenamt.



Kirche ist Diakonie – Überwindung der gesellschaftlichen Erosion durch Präsenz im Gemeinwesen.

Plädoyer für eine diakonische Kreativität der Kirche

Von Heinz-Joachim Lohmann, Studienleiter an der Evangelischen Akademie zu Berlin, Berlin

Unterwegs im Auftrag des Herrn. Christliche Identität im Handeln von Diakonie und evangelischer Kirche, Evangelische Akademie zu Berlin, Berlin 14.12.2015

Unsere Art, Kirche zu sein, braucht ein Umfeld, das in Beziehung zu ihr steht. Ein Umfeld, das die Kirche wahrnimmt und sich mit ihr auseinandersetzt, und eine Kirche, die sich als Bestandteil von ihm fühlt. Wir kommen aus einer langen Geschichte der Verbundenheit von gesellschaftlichem System und Kirchenorganisation. Diese Verbundenheit drückt sich in sehr unterschiedlichen Formen aus: Jahrhundertlang war die Kirche an der politischen Macht beteiligt, stützte sie oder stand in Konkurrenz zu ihr. In der DDR bewegte sie sich in einem spannungsvollen Verhältnis zwischen Kommunikation und Opposition, weil die Machthaber sie verdrängen wollten, aber gleichzeitig nicht mächtig genug dafür waren. In der alten und neuen Bundesrepublik setzt sich eine in der Weimarer Republik beginnende Entwicklung fort, die auf der einen Seite einen Trennungsprozess von der politischen Macht bedeutet, auf der anderen neue Kooperationsformen und Funktionen im System entwickelt.

Von der Reformation bis zum Beginn der Demokratie in Deutschland war der König (Not-)Bischof und die Kirche legitimierte die Monarchie als von Gott eingesetzte Herrschaftsform. Sie stellte damit zugleich den Sinnhorizont bereit, in dem sich die Gesellschaft bewegte. Im Laufe des 19. Jahrhunderts wurde der Begriff des »Volkes« metaphysisch aufgeladen. Schleiermacher ließ den Heiligen Geist sich im Gemeingeist verwirklichen und der Gemeingeist definierte sich dann als Volksgeist. Diese Konstruktion ermöglichte es nach dem Wegfall der göttlich legitimierten Herrschaftsform, die Kirche als »Volkskirche« zu bestimmen. Der Wechsel der Legitimationsgrundlage brachte entscheidende Verschiebungen mit sich, deren Folgen uns bis heute beschäftigen.¹

Wenn die Kirche die göttliche Herrschaftsform verwaltet, dann braucht es zum einen keinen weiteren Beweis ihrer Nützlichkeit, weil ihre Funktion in der Erhaltung des Staates besteht.

Zum anderen werden ihr Aufgaben übertragen, die aus der Perspektive des Staates in den Bereich des Göttlichen gehören: Sinnkonstruktionen, anthropologische Definitionen, Aufgaben der Barmherzigkeit. Eine Änderung der Geschäftsgrundlage hat schwerwiegende Folgen für die Fülle der Aufgaben, die mit ihr zusammenhängen. Aber über Jahrhunderte gewachsene Interdependenzen hören nicht einfach auf zu existieren. Sie passen sich den neuen Umständen an und leben weiter.

In der Tradition besteht die gesellschaftliche Funktion der Kirche in der Einsetzung des Herrschers sowie der Legitimation und Zielsetzung des staatlichen Gebildes als »von Gott gewollt« und »von Gott eingesetzt«. Wandelt sich die göttliche Stiftung in eine vom »Volksgeist« getragene »Volkskirche«, dann wechselt die mit der Einsetzung verbundene Vollmacht der Kirche im Verhältnis zum Staat in eine Abhängigkeit vom sie tragenden Volkskörper.

In der Zeit der Neudefinition waren »Volk« und »Kirchenmitgliedschaft« noch weitgehend deckungsgleich. Es gab weder ein Problem mit dem Territorium noch dem Bestand. Nach Weimarer Republik, Nationalsozialismus, Sozialismus und föderaler Demokratie sieht die Sachlage ganz anders aus. Vor allem nach dem Zweiten Weltkrieg wurden sowohl in West- als auch in Ostdeutschland die politischen Territorien, die sich nach dem Wiener Kongress als Landeskirchen definierten, weitgehend aufgelöst oder neu zusammengestellt. Von da an hatte es jede Landeskirche mit mehreren politischen Territorien zu tun bzw. waren in der DDR alle gemeinsam vor die Herausforderung gestellt, eine gemeinsame Vertretung gegenüber der Zentralregierung zu organisieren. Die Wanderungsbewegungen innerhalb der Republik aus beruflichen oder anderen Gründen machten schließlich die Herkunft aus Luthertum, Reformierten oder Union völlig obsolet. Das Volk konstituierte eine Einheitskonfession, die politische Neuordnung erforderte gemeinsames Handeln, wenn auch unter den Landeskirchen der folkloristische Schein der ursprünglichen Prägung aufrechterhalten wird.

Eine noch größere Verschiebung ergab sich beim Bestand. Von über 90% Kirchenmitgliedschaft in den Fünzigern des vergangenen Jahrhunderts zu irgendwo zwischen 9% und 25% in der EKBO von heute – aus der Perspektive der mittleren Ebene gesehen. Selbst dort, wo die Einwohnerschaft wächst wie in Berlin-Steglitz, geht die Anzahl der Kirchenmitglieder zurück. Steglitz hatte 2014 104% Einwohner*innen im Vergleich zu 2009, aber nur noch 91% der Kirchenmitglieder. In der ganzen Landeskirche verzeichnet nur der Kirchenkreis Potsdam im gleichen Zeitraum einen leichten Anstieg der Gemeindeglieder auf 102%. Die Einwohnerschaft steigt im gleichen Zeitraum auf 106%. Der Anteil Evangelischer liegt stabil bei 15%, während er in Steglitz von 30% auf 26% gesunken ist. In Lichtenberg-Oberspree sind noch ganze 9% der Bevölkerung protestantisch getauft und Teil der Kirche, was aber fast 66.000 Menschen entspricht – gegenüber rund 25.000 in Potsdam. Hinter den Prozentzahlen verbirgt sich eine stattliche Anzahl an Personen, wenn sie auch von einem sinkenden demographischen Gewicht zeugen.

Woran misst sich Gewicht in einer pluralen Gesellschaft?

Der Reformprozess in der EKD entstand aus dem Willen, den Schrumpfungprozess nicht weiterhin schicksalsergeben hinzunehmen. Das Ziel war, das Steuer herumzureißen, den Rückgang zumindest aufzuhalten, wenn nicht gar in das Gegenteil zu verkehren. In den Papieren lag ein großes Vertrauen, dass durch eine Verbesserung der Arbeit der hauptamtlichen Mitarbeitenden, vor allem im Pfarramt, eine bessere Außenwirkung erfolgt. Diakonie sollte zu einer Art katechetischem Instrument werden. Durch Intensivierung der Frömmigkeit der Mitarbeitenden sollte eine Strahlkraft nach außen entstehen, die Menschen zum christlichen Glauben zurückzieht. Seither hat sich viel getan. Gottesdienstqualität wurde diskutiert und verbessert, Gemeindeformen verändert, Überlegungen zur Mitgliederpflege angestellt usw. Die Diakonie ließ sich nicht disziplinieren, steuerte aber vielfältige Überlegungen bei, wie christliches Profil gelingen kann, ohne die Kirchenmitgliedschaftsfrage in den Mittelpunkt zu stellen. Die Brisanz des Projektes lag in der angenommenen Verbindung von Glauben als konstituierendem Moment der Kirchenmitgliedschaft und in der daraus resultierenden Annahme, dass durch verbesserte Qualität der Arbeit es zu mehr Glauben kommt und die Bereitschaft steigt, diesen als Lebensperspektive zu übernehmen. Bekehrung gibt es bis heute eher innerhalb des Christen-

tums. Menschen, denen der Durchschnittsglaube zu lasch war, suchen etwas Anspruchsvolleres oder Konsequenteres, während der normale Weg der Bekenntnisweitergabe die Übertragung von den Eltern auf die Kinder ist und das Aufwachsen und Bleiben im Umfeld der eigenen Kirche bzw. der Kirche am Wohnort. Die Zahl der Erwachsenentaufen, zu denen auch die Taufen anlässlich der Konfirmation zählen, beträgt kaum 10% der Kindertaufen.

Evangelische Kirche in Deutschland ist weitgehend eine Kirche aus Gewohnheit und Tradition. Dementsprechend ist die Bandbreite dessen, was Menschen glauben, groß. Der praktizierende aber nicht glaubende Christ sitzt in der Kirchenbank neben der Frau, für die in den Zehn Geboten die gesamte geistliche Wegweisung enthalten ist. Die Rechtfertigung aus Glauben allein trifft auf diejenigen, bei denen Nächstenliebe und Mitleid der Kern des Christlichen sind. Es gibt Mitglieder, die weder glauben noch irgendeine Amtshandlung in Anspruch nehmen und dennoch niemals eine Trennung vollziehen würden. Die Botschaft von »Kirche der Freiheit« war: Wir brauchen mehr Unterweisung in den Grundlagen. Die Erfahrung der Praxis ist, dass der Kreis der daran Interessierten überschaubar bleibt, weil für sie ihr Verhältnis zu ihrem Glauben geklärt ist und ihr Glaube sich zwischen Akzeptanz der Zugehörigkeit und evangelikaler Frömmigkeit bewegt, auf jeden Fall wenig aktiven Bildungsbedarf enthält.

Innerkirchliche Zukunftsdiskussionen fokussieren sich nach wie vor auf den Bestand und wie er sich durch glaubensfördernde Maßnahmen steigern lässt. Auch die Überlegungen zur Volkskirche oder zum Abschied von ihr beziehen sich auf das quantitative Gewicht in der Bevölkerung und daraus gebildete Rückschlüsse über die Lage der christlichen Religion. Dabei gibt es Funktionen der evangelischen Kirche, die einen Bezug zu Religion haben und ein von ihr unabhängiges Leben führen, die ihren Grund im Bestand haben, aber auch mit verminderter Quantität Wirkung entfalten. Die Zuständigkeit für Sinnkonstruktionen, anthropologische Definitionen und Aufgaben der Barmherzigkeit innerhalb der Gesellschaft endet nicht einfach mit dem Ende der Monarchie und durch eine gesteigerte Pluralität der Gesellschaft. Pluralität bringt es mit sich, dass alte Grundlagen geöffnet werden und eine Vielfalt an Weltanschauungsformen und religiösen Bezügen in den öffentlichen Raum treten. Es wird jedoch kein neuer Konsens über Grundsatzfragen hergestellt. Das ist sogar nahezu unmöglich, weil sich Überzeugung dem demokratischen Prozess ent-

zieht. So bleiben die christlichen Kirchen gewichtig, weil sie in vielen Fragen die eine große Menge der Gesellschaft abbilden und eine Mehrheit repräsentieren, die aus Tradition und Gewohnheit kommt.

Werfen wir einen kurzen Blick auf Dänemark, das uns kirchlich in vielerlei Hinsicht verwandt ist, wo aber die Begriffe »Volk«, »Volksgeist« und »Staatskirche« nicht durch den Nationalsozialismus diskreditiert wurden. Dort gab 1849 der König freiwillig seine Macht an das Parlament ab, das auch für die Verwaltung der Volkskirche verantwortlich wurde. Das Kirchenministerium ist bis heute zuständig, weil es nicht gelang, eine eigene Kirchenverfassung zu erarbeiten. In Dänemark verbindet sich ein hoher Grad formaler Kirchenmitgliedschaft mit einem fast genauso hohen Desinteresse am kirchlichen Leben. Beim Werte-Survey der Universität Michigan platziert sich das Land bei säkular-rationalen und Selbstverwirklichungswerten ganz oben. Das Kirchenministerium wird als Anachronismus empfunden, weil viele Parlamentarier*innen kein Verhältnis mehr zum Luthertum haben. Trotzdem sind alle bisherigen Versuche, es abzulösen, gescheitert.² Gleichzeitig ist die gesamte Gesellschaft durchdrungen von Grundeinstellungen, die im lutherischen Glauben wurzeln. Der Schriftsteller Michael Booth führt die große Wertschätzung des eigenen Gewissens und die Orientierung an prunkloser Egalität zurück auf die bis heute anhaltende lutherische Prägung.³

Unter anderen Voraussetzungen und Ausprägungen stellt sich die deutsche Situation ähnlich dar. Im praktischen Alltag gibt es mehr Wechselwirkung zwischen dem politischen und kirchlichen System als in den theoretischen Debatten. Je näher es rückt, desto mehr entwickelt sich das Reformationsjubiläum 2017 zum nationalen Ereignis. Dabei gingen es alle Seiten, abgesehen von wenigen Protagonisten, eher skeptisch, fast widerwillig an. Im Vollzug werden kritische Resultate der Reformation aufgearbeitet (z.B. das Verhältnis zum jüdischen Teil der deutschen Bevölkerung) und die Frage nach ihrer bleibenden Bedeutung gestellt. Die immer mal wieder aufblitzende Diskussion um die Ablösung der Staatskirchenverträge wird unter Bekundungen guten Willens von allen Seiten eher lustlos verfolgt. In völliger Ausblendung dieser Überlegungen steht in Brandenburg schon zum 2. Mal im Koalitionsvertrag zwischen SPD und LINKEN: »Die Koalition wird auf der Basis der Staatskirchenverträge weiterhin für eine partnerschaftliche Zusammenarbeit mit den Kirchen eintreten.« Kürzlich mode-

rierte ich in der Kirche eines Dorfes in Nordwestbrandenburg eine Veranstaltung zur Tierproduktion. Die unterschiedlichen Wertevorstellungen ökologisch orientierter Bewohner*innen und konventionell arbeitender Landwirt*innen trafen aufeinander. Im Laufe der Diskussionen stellten sich mehr Schnittmengen heraus als ursprünglich attestiert. Gegen Ende sagte der Geschäftsführer einer Agrar-GmbH, dass er von der Kirche das erwarte, wofür sie seit Jahrhunderten zuständig sei: zwischen den Konflikten im Dorf zu vermitteln. Es besteht eine bleibend hohe Akzeptanz kirchlicher Präsenz im alltäglichen Leben, verbunden mit großen Erwartungen an die positive Beeinflussung von Entwicklungen und völlig unabhängig von demographischen Quoten. Abhängig aber vom Instrumentarium, das sie im Gemeinwesen zur Verfügung stellt.

Kumi Naidoo, der Direktor von Greenpeace International, reflektiert in einem Essay über die Möglichkeiten zivilgesellschaftlicher Aktionen zur Rettung der Welt die Rolle der Religionen in dem Prozess.⁴ Er konstatiert ihre Fähigkeit, große Menschenmassen zu mobilisieren. Kritisch sieht er die ablehnende Haltung zu Schwulen und Lesben, die Dominanz über Frauen und Ablehnung ihres Selbstbestimmungsrechtes bei Verteidigung des Patriarchates und die Vorrangstellung der Männer in den Führungspositionen.⁵ Genau diese Fragestellungen bearbeitete der westeuropäische Protestantismus in den letzten Jahrzehnten und beantwortete sie im Widerspruch zur christlichen Ökumene im Sinne der Zivilgesellschaft.

Evangelische Kirche nimmt teil an der Evolution der Gesellschaft. Sie lässt sich von ihr beeinflussen und wirkt auf sie ein. Dabei entwickelt sich die kirchliche Wirklichkeit nicht nach Plan oder Lehrbuch, sondern nach den Chancen und Gegebenheiten ihrer Zeit. Die Diakonie entstand einst als Reaktion auf die um sich greifende Verelendung im Rahmen der entstehenden Industriegesellschaft. Die Struktur der Kirche eignete sich nicht zum Umgang mit den neuen Herausforderungen. Deshalb organisierte sich der neue Aufgabenbereich in Vereinen und Stiftungen als Innere Mission. Die grundsätzliche Klammer der Monarchie erübrigte die Frage der organisatorischen Zuordnung. Der Begriff »Innere Mission« zeugt von der Hoffnung auf Rechristianisierung. Stattdessen entstand eine kochkompetente Sozialindustrie an der Grenze zur säkularen Gesellschaft, die in den siebziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts die neutrale Bezeichnung »Diakonie« erhielt. Anstatt sie durch Loyalitäts- und Zuordnungsrichtlinie pauschal unter den Ver-

dacht der Glaubens- und Kirchenferne zu stellen und weitere Disziplinierungsversuche zu planen, sollten ihre verborgenen und offensichtlichen Potentiale stärker in Zukunftsüberlegungen eingebunden werden.

In den fünfziger Jahren wurde »Brot für die Welt« auch als Zeichen der Dankbarkeit für die Hilfe der Welt beim deutschen Wiederaufbau gegründet. Die Aktion gliederten die damaligen Akteure bewusst nicht in die für die Ausbreitung des Evangeliums in der Welt zuständigen kirchlichen Missionswerke, sondern als fachbezogene und nicht durch Eigeninteresse geleistete Hilfe in den Bereich der Ökumenischen Diakonie. Zusammen mit den anderen im heutigen Werk für Diakonie und Entwicklung zusammengefassten Diensten entstand einer der großen deutschen Player der Entwicklungspolitik und Katastrophenhilfe. Die evangelische Kirche verfügt hier über eine Kompetenz, die sie im Nachdenken über die Weiterverfolgung von Zielen der Nachhaltigkeit bis in die kleinste Gemeinde hin nutzen kann. Umgekehrt hat der große Player nahezu unbegrenzten Zugriff auf Basisstrukturen. Es lohnt sich über die weihnachtliche Sammelaktion hinaus Überlegungen anzustellen, die Interaktionen weiterzuentwickeln und zu verstärken. Dies dient auch der stärkeren Vernetzung mit zivilgesellschaftlichen Akteuren vor Ort. Ein Ansatz in diese Richtung ist das gemeinsam mit dem Land Brandenburg entwickelte kirchliche Programm für Promotor*innen zur Förderung der Entwicklungspolitik über das im Rahmen unserer Tagung ein Bericht gegeben wird.

Ein anderer Ansatz ist das Engagement im Rahmen der Gemeinwesendiakonie. Kirchengemeinden und Kirchenkreise gründen Vereine, um gemeinsam mit kommunalen Verantwortlichen, Wirtschaft und Zivilgesellschaft neue Aufgaben anzugehen. Es gab die Chance, den zweiten Arbeitsmarkt intensiv für kirchliche und gesellschaftliche Zwecke zu nutzen. Spätaussiedler mussten ihren Platz in der heutigen deutschen Gesellschaft finden. In Plattenbaugebieten gibt es häufig nur eine schwache kirchliche Verwurzelung bei insgesamt schwachen sozialen Strukturen. Flüchtlinge brauchen Unterstützung, um eine aktive Rolle in Deutschland übernehmen zu können. Vereins- (oder andere) Strukturen ermöglichen die Integration neuer Partner*innen, die Erschließung anderer Finanzquellen und flexibles Handeln. Kirche zeigt sich in diesen Zusammenhängen offen für neue Herausforderungen und ist

eine geschätzte Beteiligte im ansonsten säkularen Umfeld. Niemand kommt in diesen Zusammenhängen auf die Idee, Grundsatzfragen zu stellen.

Zum dritten ist in der Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz seit der friedlichen Revolution ein ausgeprägtes evangelisches Schulwesen entstanden, das von unterschiedlichen Trägerinnen verwaltet wird. Ausgangspunkt waren die auch nach den Veränderungen am realsozialistischen Herrschaftssystem orientierten und autoritär aufgestellten staatlichen Schulen. Elterninitiativen wollten alternative und an christlichen Leitlinien orientierte Bildungsmodelle. Die in der Folge entstandenen öffentlichen Schulen in freier Trägerschaft sind heute von sehr unterschiedlichen und durchaus auch kirchenfernen gesellschaftlichen Gruppen nachgefragte Einrichtungen. In ihnen werden exemplarisch Debatten über den Wert des Christlichen in der Gegenwart geführt. Sie sind ein Ort der Verankerung des Evangelischen in der Gegenwart, der nichts mit Gemeindegliederzahlen zu tun hat.

Nach allen Transformationen der letzten hundert Jahre nimmt die evangelische Kirche weiterhin gesellschaftliche Funktionen wahr. Sie ist darin stärker, als sie von sich selbst glaubt, und es gibt Bereiche, in denen nicht Erosion, sondern Aufbau stattfindet. Diese Möglichkeiten der Interaktion mit anderen gesellschaftlichen Akteuren aufzuspüren und zu nutzen, schafft neue Potentiale. Insofern ist Kirche Diakonie, Dienst: Dienst an der Gesellschaft, Dienst in der Gesellschaft. Sie stellt ihre Potentiale zur Verfügung, um an einer gemeinsamen Zukunft zu arbeiten und bleibt damit eine gewichtige Stimme im Konzert der Akteur*innen.

Anmerkungen:

¹ Vgl. Christian Hanke, *Volkskirche als Notbegriff*, in: »Quo vadis, Volkskirche?«, epd Dokumentation 45/2015, S. 16ff.

² Vgl. Niels Thomsen, *Repräsentanz des Volkes und Freiheit der Entscheidung*, epd Dokumentation 45/2014, S. 11ff.

³ Michael Booth, *The almost nearly perfect people*, London 2015, S. 86f. und 96f.

⁴ Kumi Naidoo, *Boiling Point, development dialogue 54/Uppsala July 2010*, S. 89ff.

⁵ Ebd., S. 92

Organisationen folgen Regeln. Reformatorische Kirche ist lernende Kirche – auch von der Diakonie!

Von Pfarrer Paul Gerhard Voget, Theologischer Vorstand Samariteranstalten Fürstenwalde/Spree

Unterwegs im Auftrag des Herrn. Christliche Identität im Handeln von Diakonie und evangelischer Kirche, Evangelische Akademie zu Berlin, Berlin 14.12.2015

»Ich armer Mensch, ich Sündenknecht,
Er ist gerecht – ich ungerecht!«

Nein, dies ist keine Legitimation gegenüber einer kirchlich-diakonischen Gesetzgebung. Dies sind die Worte – wieder und wieder übrigens wiederholt, einer Kantate gemäß –, die Johann Sebastian Bach für den 17. November 1726 zum 22. Sonntag nach Trinitatis geschrieben hat.

Bach, bis heute genießt er höchste Wertschätzung im kirchlichen Leben, hat starke Regeln aufgestellt, scharfe Strukturen in der – vor allem geistlichen – Musik geschaffen. Und wie so oft, bei Querdenken gerade auch im kirchlich-diakonischen Kontext, war er zu seinerzeit nicht eben anerkannt. Bei seiner Wahl reichte es mal eben für den 2. Platz, Bach war 2. Wahl. Und ich erinnere daran, dass die heute so beliebte Matthäuspassion der Vergessenheit anheimgefallen wäre, hätte nicht Mendelssohn zufällig die Noten aufgefunden und den Schatz in dieser Partitur erkannt.

»I will do I can, to be worthy of Thy O Lord!« Dies sind nun Worte, die gut 200 Jahre später von einem anderen Musiker formuliert wurden, einem der ebenfalls ganz neue Regeln für die Musik aufgestellt hat. Seine Instrumente gab es zu Bachs Zeiten noch gar nicht: Denn John Coltrane, von dem sind diese Worte und das mag Sie überraschen, spielte Tenor- und Sopransaxophon. Das Album, mit dem er Herkömmliches über Bord warf, neue Regeln aufstellte, erschien unter dem Titel »A love supreme«.

Ein erstes, knappes Fazit: Wenn jemand Regeln wie Johann Sebastian Bach und John Coltrane kreativ – und das heißt verändernd – verwendet, dann ist zum einen mit heftigem Widerspruch des jeweiligen Establishment zu rechnen; gleichzeitig mag es zum anderen erstaunliche, langfristige Wirkungen hervorrufen!

Freimütig lasse ich Sie wissen: Musikalisch bin ich sehr laienhaft gebildet. Weiß gleichwohl die Musik als unbegrenzte Bereicherung meines Le-

bens zu schätzen. Ich bin Theologe von meiner Herkunft und als solcher Vorstand einer Diakonischen Stiftung in meinem Alltag und Sonntag. Von dieser Seite meiner Existenz stelle ich nun zu der Frage der Regeln folgende Überlegungen an:

Auf den ersten Seiten der Bibel wird von der Schöpfung erzählt, in der sogleich auch Menschen ihren Platz einnehmen. Eva und Adam erhalten Freiheiten durch Regeln, die ihnen eben diese Freiheiten geben und zugleich einschränken! Denn eigenmächtige (!) Ausweitung der Freiheit wird sanktioniert. Und damit kommt die Dimension der Macht ins Spiel. Es kann doch nur sanktionieren, wer die Macht dazu hat.

Wenngleich diese sehr kurze Skizze in diesem Auditorium wohl kaum der Ausführung bedarf, so will ich doch diese Erkenntnis von den ersten Seiten des ersten Bundes ergänzen: Regeln machen dann Sinn, wenn sie Inhalte stützen und fördern. Entfremden sich Regeln und Ordnungen von ursprünglichen Inhalten, erhebt sich also die »Macht des Faktischen« über die Inhalte, ja, was wird dann aus ihnen?

Meine Wahrnehmung ist: Solche Entwicklung findet sich immer wieder im Wachstumsprozess von institutionellen Organisationen. Der Begriff, unter dem dieser Prozess häufig skizziert, ja gelegentlich auch legitimiert wird, lautet: Es sind die Sachzwänge; sie sind verantwortlich für »alternativloses« Handeln, und Sachzwänge verschieben dann schon mal die Prioritäten von Inhalt und Form. (Dazu hat Marianne Gronemeyer, Das Leben als letzte Gelegenheit, sehr Bedenkenswertes gesagt.)

Wenn ich nun, als Mitarbeiter der Stiftung Samariteranstalten Fürstenwalde / Spree wiederum sehr kurz, die Geschichte vom Barmherzigen Samariter betrachte, wird das nicht überraschen. Lukas wirft die Frage auf: An welche Regel muss ich mich halten, welches Kriterium muss erfüllt sein, dass ich meinen Nächsten als diesen erkenne? Und dann folgt die bekannte Erzählung, und wir erfahren: Priester und Levit gehen vorüber (einen kurzen Blick auf die Flüchtlingsdebatte in Kirche, Diakonie und Gesellschaft und die Fragen der Regeln, der Sachzwänge und möglicher Alternativen erspare ich uns). Mein hypotheti-

sches Fazit aus der Geschichte bei Lukas lautet: Es sind bestehende Regeln, die dem Priester und dem Leviten die Hilfeleistung verwehren. Und es ist die Barmherzigkeit, die Regeln außer Kraft setzt – nicht grundsätzlich, aber aktuell –, und den Samariter helfen lässt. Es wäre wohl reizvoll, dies will ich in Klammern sagen, zu fragen, was solche Erkenntnis für die Diskussion um »Friede, Gerechtigkeit und Bewahrung der Schöpfung« bedeuten könnte.

Ich habe angedeutet: Regeln organisieren Inhalt und Form, in unserem Kontext Evangelium und Welt. In der protestantischen Geschichte stehen dafür Namen wie Luther und Calvin, Melancthon und Bugenhagen in der Reformationszeit, Barth und Bonhoeffer im 20. Jahrhundert. Stichworte wie Zwei-Regimente-Lehre, Kirchenordnungen, Konzentrische Kreise oder Sanctorum Communio kann ich nur andeuten. Ich verweise darauf: Der Verkündigung folgt die Verwaltung, dem persönlichen Glauben folgt die Institution der Kirche, dem persönlichen, barmherzigen Engagement die Institution der Diakonie; Bürokratie formalisiert notwendigerweise und schafft damit einen Rahmen, der von der einzelnen Person abseht, zugleich jedoch Vergleichbarkeit schafft. Und: Regeln, die Inhalt und Form organisieren, die Evangelium und Welt in eine Zuordnung bringen, zielen durchaus auf Begegnung, auf Kommunikation, auf Verantwortung und Vertrauen.

Betrachte ich nun die gewachsene Situation von Diakonie und Kirche, so stelle ich zunächst fest: Bei beiden ist die Maxime des Handelns biblisch begründet. Allerdings haben sich zwei Institutionen nebeneinander entwickelt, mit je eigenen Regelstrukturen. Dass Regeln immer auch Macht und Einfluss definieren, ist bedenkenwert und kann zur inhaltlichen, gestalterischen Klärung beider Institutionen führen.

Fraglich ist allerdings, ob die eine Institution die Regeln für die andere aufstellen und also deren Deutungshoheit übernehmen soll. Noch fraglicher ist, ob sich solche Praxis mit protestantischem Verständnis in Einklang bringen lässt. Für gegenwärtige Diakonie gilt: unternehmerische Diakonie ist aus den herkömmlichen kirchlichen Strukturen ausgewandert und kann nur eigenverantwortlich, also auch regelsetzend, ihre Ziele verwirklichen. Selbstverständlich gilt das auch für ihre theologischen Zielsetzungen; gerade auch dort, wo diese einen ekklesiologischen Charakter tragen.

Dagegen gießt eine sog. Loyalitätsrichtlinie m. E. alten Wein in neue Schläuche, will möglicherweise eine Definitionshoheit der Vergangenheit sichern, deren Relevanz mehr als fraglich ist.

Ja, Diakonie braucht Regeln, denn Martyria, Leiturgia, Koinonia und eben auch Diakonia können nicht ohne Ordnung. Auch, weil Institutionen nicht barmherzig sein können, Personen dies jedoch sehr wohl möglich ist. Institutionen können eine menschliche Haltung unterstützen, indem sie Rahmen setzen. Disziplinierung, Definitionshoheit oder gar Macht sind im diakonisch-kirchlichen Kontext fehl am Platz.

Ja, Diakonie braucht Regeln. Denn die Setzung von Regeln beinhaltet zum einen die Macht der Definitionshoheit, zum anderen die Verantwortung für die gesetzten Regelungen. Gemeinde und Kirche können und wollen aber die Verantwortung für die unternehmerische Diakonie weder in fachlicher noch in ökonomischer oder ekklesiologischer Hinsicht übernehmen. So jedenfalls meine langjährige Erfahrung. Andersherum ist ein Interesse der Diakonie, Definitionshoheit für Kirche zu erreichen, nicht einmal im Ansatz erkennbar!

Ich schließe mit einer kurzen, literarischen Episode: In seinem Buch »Zwei Herren am Strand« erzählt Michael Köhlmeier von zwei berühmten, depressiv belasteten Männern, Chaplin und Churchill. Letzterem steht ein vertrauter Kammerdiener zur Seite, Mr. Knott. Einflussreiche Kreise versuchen ihn zu beseitigen, suchen Mr. Knott auf, der vor Churchills Gemächern Wache hält. »Quittieren Sie Ihren Dienst! Sie haben in diesem Haus keinen Chef. Niemand braucht Sie hier. Wenn wir über Sie drüberfahren, merken wir es nicht einmal!«

Er sei aufgestanden, . . . habe sich ohne ein Wort an den Männern vorbeigedrückt und auf die andere Seite der Tür gestellt. Merkwürdigerweise habe sie das aus der Fassung gebracht. Sie hätten einander angesehen, hätten geschmatzt und seien davon im Eilschritt. (. . .)

Am Abend habe er den Vorfall seinem Chef gemeldet. Churchill habe ihm auf die Schulter geklopft und gelacht. »Geniale Strategie!«, habe er ausgerufen. »Nicht debattieren, den Standort wechseln, aber nicht den Standpunkt!«

Ich danke für Ihre Geduld und Aufmerksamkeit.

Literatur

Marianne Gronemeyer, *Das Leben als letzte Gelegenheit. Sicherheitsbedürfnisse und Zeitknappheit*, Darmstadt 1993. Zum Stichwort *Sachzwänge* besonders S 17.

Michael Köhlmeier, *Zwei Herren am Strand*, München 2014, S 227



Das Konzert der Zivilgesellschaft

Evangelische Präsenz im kommunalen Raum durch Gemeinwesendiakonie (1)

Von Pfarrerin Christiane Schulz, Geschäftsführerin von ESTAruppin e.V., Gemeindediakonische Initiative der Ev. Kirchengemeinden in Wittstock-Ruppin, Neuruppin

Unterwegs im Auftrag des Herrn. Christliche Identität im Handeln von Diakonie und evangelischer Kirche, Evangelische Akademie zu Berlin, Berlin 14.12.2015

Unsere Anfänge und die Entwicklung

In den 1990er Jahren war die Arbeitslosigkeit in unserem im nördlichen Brandenburg gelegenen Kirchenkreis sehr hoch. Viele der Menschen hier fühlten sich enttäuscht und getäuscht durch die politische Wende. Die Kirchengemeinden litten unter sinkenden Finanzen, und die Hoffnung, dass sich die Menschen wieder der Kirche zuwenden, erfüllte sich so nicht. Nur in Ansätzen existierte damals eine Zivilgesellschaft; Schulen, Übergangwohnheime für Aussiedler und Asylsuchende sowie Kirchengemeinden suchten Unterstützung für die Bewältigung ihrer Aufgaben.

Getragen von dem Wunsch, das Gemeinwesen zu gestalten und Menschen aktiv zu unterstützen, begründeten in dieser Situation engagierte Kirchengemeinden »ESTA« mit dem Motto Einsetzen statt Aussetzen. Mit den ersten Projekten widmete sich ESTA der Beschäftigungsförderung und damit dem dringlichsten Problem vieler Menschen nach der Wende, die ihre Arbeit verloren hatten und sich abgeschoben fühlten.

Der Kirchenkreis Wittstock-Ruppin hat diese gemeindediakonische Arbeit dann 2003 zu einem wesentlichen Baustein seiner gemeindlichen Arbeit gemacht. Im Zuge unserer Kirchenkreisreform, die auf die Entwicklung langfristiger Strukturen zielte, mit denen nicht nur Mangelverwaltung, sondern gestaltendes kirchliches Leben möglich ist, wurde zur Leitung von ESTA eine Kreispfarrstelle eingerichtet. Aus verwaltungsorganisatorischen Notwendigkeiten transformierten wir die Initiative in die Rechtsform eines Vereines. Die geschäftsführende Pfarrerin des Vereines ist Mitglied der kirchenkreislichen Gremien und hat einen beratenden Sitz in allen Gemeindekirchenräten.

Unsere Leitgedanken

ESTA setzt sich dafür ein, einem ungewollten Dasein am Rande der Gesellschaft vorzubeugen und

das Gemeinwesen regional zu stärken. Dafür brauchen wir engagierte Mitarbeiter*innen, eine konstruktive Zusammenarbeit mit Partnern in der Region und eine glaubwürdige, von Respekt getragene Haltung gegenüber den Menschen. Wir folgen der biblischen Weisung, uns gegen Armut, Ausgrenzung und Ungerechtigkeit zu engagieren. *»Deine Sache aber ist es für Recht zu sorgen. Tritt für alle ein, die sich selbst nicht helfen können, nimm die Armen und Schwachen in Schutz.« (Sprüche 31,8)*

Von Beginn an war das Miteinander von Menschen aus verschiedenen Berufen mit unterschiedlichen Fähigkeiten und Lebenserfahrungen bedeutsam bzw. interdisziplinäres Arbeiten zur gegenseitigen Bereicherung wie im 1. Petrusbrief schon formuliert:

»Fördert Euch gegenseitig, jeder mit der Gabe, die Gott ihm geschenkt hat. Dann seid ihr gute Verwalter der reichen Gaben Gottes.« (1 Petrus 4,10)

Wir erachten Kirchengemeinden als einen wesentlichen Akteur des Gemeinwesens mit der Möglichkeit und der Pflicht, zugunsten der Menschen zu gestalten. Eines unserer Ziele war und ist deshalb, das Gemeinwesen und Nachbarschaften zu entwickeln und zu fördern. Selbstverständlich ist uns dabei die Zusammenarbeit mit den anderen Gestaltern in der Region wie Kommunen, Schulen, weiteren Kirchengemeinden und Trägern sowie regionalen Gremien und Netzwerken, in denen wir uns für sozialen Frieden, Rechtsstaatlichkeit und Demokratie einsetzen. Unser Leitgedanke ist Jeremia 29, 14 entlehnt: *»Suchet der Stadt Bestes und betet für sie. Denn wenn's ihr wohl geht, so geht's euch auch wohl.«*

In diesem Sinne reflektieren wir unsere Arbeit mit Bürgerinnen und Bürgern sowie mit den verschiedenen Partnern. Daraus entstehen neue Ideen und Vorhaben, die sowohl für den Sozialraum als auch die Zielgruppen sinnvoll sind.

Unsere Arbeitsweise

ESTAruppin e.V. stellt sich der großen Herausforderung, Lücken in der Regelförderung und damit Lücken im Gemeinwesen zu füllen. Daraus erge-

ben sich langfristige Angebote, aber auch flexibles Handeln orientiert an Bedarfen wie etwa aktuell der Unterstützung von Asylsuchenden. Wir arbeiten entsprechend überwiegend projektorientiert, d. h. auch, dass wir keine klassischen Einrichtungen der Diakonie unterhalten. Wir verfügen über keine eigenen Räume, sondern führen unsere Angebote in kirchengemeindlichen oder kommunalen Räumen durch sowie an der Evangelischen Schule. Dies trägt u. a. zur Wirtschaftlichkeit unserer Unternehmungen bei, bei denen die Ökonomie eine nachgeordnete Rolle einnimmt.

Holger Lehmann vom Diakonischen Werk Teltow-Fläming hat hierfür den Begriff der »kleinen Diakonie« gebildet, die flexibel und in unterschiedlichen, auch wechselnden Partnerschaften, Herausforderungen und Leerstellen aufgreifen kann. Dieser Begriff umschreibt unsere Arbeitsweise sehr treffend, mit der wir zu einem wesentlichen Akteur im regionalen Gemeinwesen wurden. Unsere sozialdiakonische Arbeit trägt christliche Werte in das Gemeinwesen und bringt Kirche zu den Menschen. Wir verstehen uns als Partner der »großen Diakonie« und erfüllen vor Ort flexibel eigene diakonische Aufgaben. Dabei helfen uns flache Hierarchien, schlanke Verwaltungen und die fruchtbare Verbindung von haupt- und ehrenamtlichem Engagement. Mit schnellen und bedarfsorientierten Angeboten und Aktionen werden wir regional als Gestalter wahrgenommen, die Lösungen möglich machen und einen Beitrag zum sozialen Frieden leisten.

Nur gemeinsam sind wir stark

Wir sprechen uns eindeutig für eine Zusammenarbeit auf allen diakonischen Ebenen aus und sind überzeugt, dass jede Ebene ihre Aufgabe hat beim Bau des Reiches Gottes. Aufgrund unserer Erfahrung mit einer kleinen, regional aktiven Initiative argumentieren wir für sozialdiakonische Arbeit im Rahmen einer »kleinen Diakonie« mit folgenden Vorteilen:

- Die Kirchengemeinde ist ein sichtbarer zivilgesellschaftlicher Akteur im Gemeinwesen und
- verlässlicher Partner beim Gestalten und Ermöglichen von sozialen Lösungen vor Ort.
- Kirchengemeinden kennen die Bedingungen vor Ort und reagieren mit flexiblen und passgenauen Angeboten,
- mit denen sie die Kirche spürbar zu den Menschen bringen und
- weltliche und kirchliche Ressourcen zugunsten des Gemeinwesens bündeln und stärken.
- Sie fördern damit den Dialog und die Akzeptanz der Kirche bei nicht kirchlich gebundenen Menschen.

D

Evangelische Präsenz im kommunalen Raum durch Gemeinwesendiakonie (2)

Von Holger Lehmann, Vorstandsvorsitzender Diakonisches Werk Teltow-Fläming e. V., Jüterbog

Unterwegs im Auftrag des Herrn. Christliche Identität im Handeln von Diakonie und evangelischer Kirche, Evangelische Akademie zu Berlin, Berlin 14.12.2015

»Diakonisches Handeln im Konzert der Zivilgesellschaft«

Ich wurde gebeten über die Entwicklung und Arbeitsweise des Diakonischen Werkes Teltow-Fläming e.V. zu referieren.

Beginnen möchte ich mit einer Aussage eines ehemaligen Vorstandsmitgliedes des Diakoni-

schen Werkes Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz e.V. (DWBO) auf einer Tagung der Geschäftsführer der Regionalen Diakonischen Werke (RDW) vor einigen Jahren:

»Das RDW Teltow-Fläming hat ein Geschäftsmodell, welches eigentlich nicht tragfähig ist und dennoch erfolgreich bestehen kann.«

1) Wo liegen die Wurzeln des Handels des Diakonischen Werkes Teltow-Fläming?

Gemeinschaftswerk Niedergörsdorf Flugplatz und Altes Lager e.V.

1992 wurde bekannt, dass in der ehemaligen Kaserne des russischen Militärflughafens Altes Lager mit Spätaussiedlern aus den ehemaligen GUS-Staaten eine Siedlung nach dem Vorbild anderer Siedlungen in Osteuropa und Südamerika gegründet wird – nur von Mennoniten bewohnt. 300 Familien waren geplant.

Ein mennonitisches Pfarrerehepaar aus Kanada kam, um die Betreuung vorzubereiten. Sehr schnell gab es das Gesprächsdreieck Amtsdirektor – Pfarrer der Evang. Gemeinde Niedergörsdorf – mennonitischer Pfarrer. Der ökumenische Ansatz in Niedergörsdorf wurde – ohne es zu wissen – bereits in den ersten Gesprächen gelegt. Letztendlich waren folgende Umstände basislegend:

1. der frühe Kontakt aller Beteiligten
2. der beiden Pfarrern innewohnende ökumenische Grundansatz in ihrer täglichen Arbeit
3. der unbedingte Wille der Amtsverwaltung, alle gesellschaftlichen Kräfte mit einzubinden.

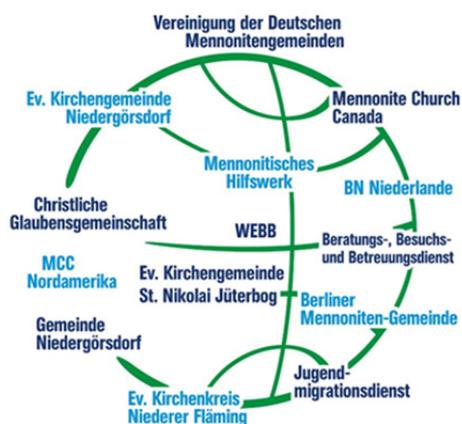
Zur Bewältigung der sozialen Herausforderungen und zur Unterstützung der Gründung einer christlichen Gemeinde wurde das Gemeinschaftswerk Niedergörsdorf-Flugplatz und Altes Lager e. V. gegründet.

Was war das Besondere an diesem diakonischen Verein?

– Mennonitische Körperschaften, evangelische Körperschaften und die kommunale Gemeinde Niedergörsdorf waren die Mitglieder.

– Mennonitische Körperschaften und evangelische Körperschaften waren dabei immer in gleicher Anzahl paritätisch vertreten.

»Es sind verschiedenen Gaben, aber es ist ein Geist« (1 Kor. 12,4)



Die Einwohnerzahl der Ortslage Flugplatz stieg von 0 im Jahr 1993 auf 1003 im Jahr 1998.

Der Ort Altes Lager verdreifachte sich in seiner Einwohnerzahl. Das Gemeinschaftswerk selbst hatte nie mehr als 3 Projektmitarbeitende und wurde doch über die Grenzen Brandenburgs hinaus bekannt. Oft wurde gefragt, wie funktioniert das Gemeinschaftswerk, wer hat das Sagen.

Unsere Antwort war stets dieselbe:

»Es ist ein gelebtes Netzwerk – ein Netzwerk ohne Anfang und Ende, ohne oben und unten.«

Die Arbeitsweise, dass verschiedene Körperschaften sich gemeinsam engagieren und es selbstverständlich war, dass auch Entscheidungen bilateral getroffen und Projekte angeschoben werden konnten, eröffnete eine einzigartige Flexibilität des Reagierens und Agierens.

Auslöser für die Entwicklung des Diakonischen Werkes Teltow-Fläming waren zwei Ereignisse Anfang 1999:

1. die Verweigerung der Zustimmung des Bürgermeisters der Gemeinde Niedergörsdorf, dass das Gemeinschaftswerk in anderen Kommunen des Landkreises Migrationsarbeit leisten darf;
2. die Nichteinhaltung von Zusagen eines ABM- und Bildungsträgers zur Umsetzung von ABM im kirchlichen Raum.

Auf der Suche nach einer Lösung erinnerten wir uns an ein 1995 gegründetes Regionales Diakonisches Werk Teltow-Fläming e.V., indem wir zwar Mitglied waren, aber keinen Kontakt hatten.

2) Regionales Diakonisches Werk im Landkreis Teltow-Fläming e.V.

Der Zustand des RDW 1999:

- 1995 strikt nach den Vorgaben des Landesverbandes gegründet,
- reine Spitzenvertretung,
- keine eigenen Trägerschaften,
- eine leere Hülle ohne fachlich übergreifende Kompetenz der mit der Geschäftsführung Beauftragten.

Hauptpartner der damaligen Entscheidungen war das Evangelische Krankenhaus Ludwigsfelde, zugehörig zum Evang. Diakonissenhaus Berlin-Teltow-Lehlin – einer der großen diakonischen Träger.

Um zu klären, ob der Aufbau neuer diakonischer Angebote machbar ist, wurde durch den Vorstand des RDW zunächst eine Studie mit dem Titel: »Evaluation der sozialen Gegebenheiten und zur Weiterentwicklung der diakonischen Strukturen im Landkreis Teltow-Fläming« in Auftrag gegeben.

Im Rahmen einer Ausschreibung wurde ich mit der Erstellung der Studie beauftragt. Das damalige DWBB unterstützte dieses Vorhaben finanziell nicht.

Im März 2000 erfolgte die Vorstellung der Studie. **Ergebnisse** der Analyse der sozialen Gegebenheiten:

1. Der soziale Markt ist aufgeteilt.
2. Erste Konzentrationserscheinungen bei anderen Trägern sind ersichtlich.
3. Der ländliche Raum wird zukünftig abgekoppelt werden.
4. Es gibt keinen flächendeckenden Dienst für sozial Notleidende.
5. Die Diakonie ist jenseits des Krankenhauses Ludwigsfelde faktisch nicht sichtbar.
6. Die evangelische Kirche ist die einzige nicht-staatliche Institution, die flächendeckend Filialen hat.
7. In klassischen Geschäftsfeldern Fuß zu fassen gelingt nur mit starken Partnern.

Das Diakonische Werk im Landkreis Teltow-Fläming in der Zukunft

Ein Leitsatz der Diakonie, zukunftsorientierte Erneuerung und Basisarbeit legen die Erfolgsgrundlage bei der Aufgabenfindung des Diakonischen Werks Teltow-Fläming und der Gestaltung der Umsetzung.

Leitsatz der Diakonie:

Es ist Aufgabe der Diakonie, zu mehr Gleichsinn und zu einer Kultur des Helfens zu ermutigen.

Mit dem Ziel hin zu einer sozial gerechteren Gesellschaft müssen fachliche Kompetenz und christliche Wertegebundenheit zusammengeführt werden.

Zukunft:

»Nur wer die gegenwärtigen Veränderungen in der Gesellschaft und im Zusammenleben als Chance begreift, kann Zukunft mitgestalten. Erneuerung der Kirche und Diakonie bilden wesentliche Voraussetzungen.«

Basisarbeit:

»Solidarität, Gerechtigkeit, Personalität und Subsidiarität sind die Eigenschaften an der sich die Sozialkultur der Diakonie orientieren muss. Solidarität lässt sich sozialpolitisch nur verwirklichen, wenn für die Menschen die Auswirkungen solidarischen Handelns erlebbar sind. Dies dürfte am ehesten in relativ kleinen überschaubaren sozialen Einheiten möglich sein und in niedrigschwelligen Beratungsangeboten. ... Ihre gemeindenahen gemeinwesenorientierten Angebote und Leistungen lassen die eingeforderte Solidarität unmittelbar spürbar werden.«¹

Folgende zukünftigen Tätigkeitsschwerpunkte wurden benannt:

1. Spitzenverbandsfunktion
2. Entwicklung von Netzwerken untersetzt mit 3 konkreten Ansätzen
3. Träger sozialer Einrichtungen und Dienste
4. Träger von diakonischen Beschäftigungsprogrammen
5. Dienstleister für soziale Einrichtungen, Projekte, Vereine, Kirchenkreise und Kirchengemeinden

Diese Grundsätze leiten uns bis heute

1. Transparenz und Verlässlichkeit in der Arbeit gegenüber allen kirchlichen und diakonischen Partnern
2. Angebot an die großen Träger in der Aufsicht des Werkes mitzuwirken
3. keine Angebote in Konkurrenz zu den etablierten diakonischen Trägern

4. keine Übernahme oder Neueinrichtung von stationären Angebote

5. Umsetzung einer niedrigschwelligen und gemeindenahen Diakonie

6. sich aktiv einsetzen für alle diakonischen Träger im Landkreis

Finanziert wurden die ersten Monate der Geschäftsführertätigkeit von vier großen diakonischen Trägern mit je 5.000 DM. Wiederum erfolgte keine Unterstützung seitens des Landesverbandes.

3) Wie hat das Werk nun das Konzert der Zivilgesellschaft bis heute mitgestaltet?

Träger sozialer Einrichtungen und Dienste

- 3 Mehrgenerationshäuser davon nur eines gefördert

- Schuldner- und Insolvenzberatung

- Dienst für Menschen in sozialen Notlagen

- Migrations- und Flüchtlingshilfe

- Hilfen zur Erziehung

- Besuchs- und Begleitdienst in Seniorenheimen

- 3 Kleiderkammern

Träger von Beschäftigungsprogrammen

- 2002 – Akquise von 1,45 Mio. € für mehrjährig geförderte Stellen

- 2005 – 200 in verschiedene Anstellungsarten Tätige

- 2009 – Akquise von 80 Stellen im Bundesprogramm Kommunalkombi (28 % aller Stellen im Landkreis Teltow-Fläming)

- 2010 – 310 in verschiedene Anstellungsarten Tätige

- 2016 – keine Arbeitsförderung mehr

Dienstleister

2001 bis 2004 – Akquise von über 3 Mio. € für die zusätzliche Sanierung von kirchlichen Einrich-

tungen durch Vergabe-ABM (Umsetzung durch Fachfirmen)

Unterstützung bei der Sanierung von

- 6 Pfarrhäusern

- 11 Kirchen – Feldsteinfassaden, Dachsanierungen, Innenraumsanierungen

- 5 Feldsteinmauern und eine Backsteinmauer

- 5 Gemeinde-/ Begegnungszentren

- 2 diakonischen Gästehäusern

- sowie einem gemeindlichen Kita-Neubau

Wir haben heute einen kleinen Bereich Liegenschaftsdienste mit vier Mitarbeitende in Teilzeit und betreiben ein Wohn- und Gästehaus mit drei Wohnungen und ca. 30 Betten im touristischen Bereich.

Entwicklung von Netzwerken

- Zunächst gab es wenig Akzeptanz auf allen Ebenen und in allen Gremien. Die neuen Aktivitäten des RDW Teltow-Fläming wurden mit großer Skepsis gesehen.

- Das Netzwerk der gemeinde- und familienfürsorgerischen Dienste ist im ersten Anlauf 2001 am Widerstand der anderen Wohlfahrtsverbände gescheitert.

- Der Arbeitskreis Diakonie und Wirtschaft kam über nette Tagesveranstaltungen nicht hinaus.

Durch EU-Projekte bewiesen wir die Fähigkeit, Netzwerke zu entwickeln und zu leiten:

- 2005–2007 »Jugend mobil«

- 2009–2011 »Mosaik-Konzepte – Internationale Wertebildung an Schulen«

- 2011–2013 »Aida – Alleinerziehend in der Arbeitswelt«

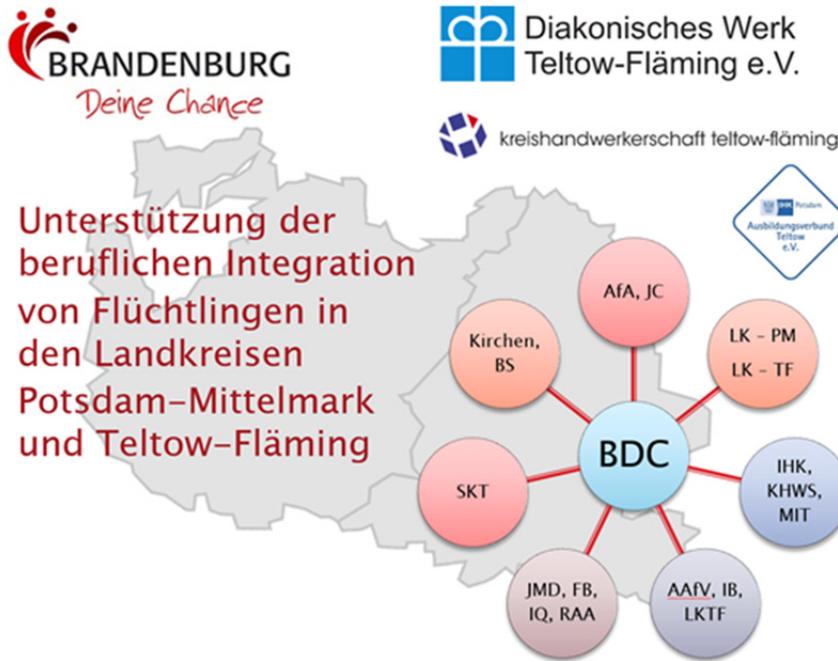
- 2012–2014 »Unternehmen stärken – Zukunft sichern durch personelle Vielfalt«

- 2015–2018 »Brandenburg – Deine Chance«

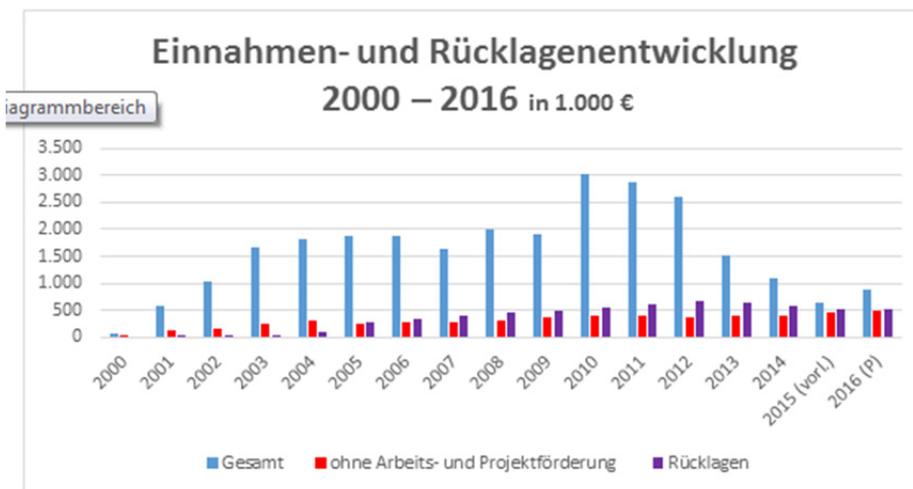
In diesen Projekten wurden kontinuierlich die Beziehungen in alle Richtungen insbesondere der

Wirtschaft beständig entwickelt. Einen von unserer Arbeit überzeugten Partner fanden wir in der Regionalniederlassung Luckenwalde der IHK-Potsdam.

Das Projekt zur beruflichen Integration von Flüchtlingen »Brandenburg – Deine Chance« verdeutlicht diese stetige Entwicklung in besonderer Weise.



Die Entwicklung des Diakonischen Werkes Teltow-Fläming in Zahlen ausgedrückt
75 % unserer Einnahmen in der Spitze waren im Bereich der Arbeitsförderung.



4) *Wie meistert das Werk die Herausforderungen des Wandels der heutigen Zeit?*

Als Anfang 2012 absehbar war, dass die Förderung sozialer Projektarbeit und der Arbeitsförderung mittelfristig drastisch reduziert wird und dies für das Werk enorme Einnahmeverluste bedeuten wird, erfolgte in enger Abstimmung mit dem Aufsichtsrat eine Grundsatzentscheidung.

Wir halten fest an unseren Grundsätzen:

1. keine Angebote in Konkurrenz zu den etablierten diakonischen Trägern
2. keine Übernahme oder Neueinrichtung von stationären Angeboten
3. Umsetzung einer niedrigschwelligen und gemeindenahen Diakonie

In der Überzeugung, dass infolge der Sozialpolitik und der begonnenen Sparpolitik die Notlagen der Menschen zunehmen werden, bauten wir unsere Angebote in der Notlagenhilfe rücklagenfinanziert aus. Dabei planten wir bewusst ein mehrjähriges Defizit (2013–2015).

Entscheiden waren für uns zwei Entscheidungen:

1. Die absehbare über 50%ige Reduzierung der EU-Förderung im Land Brandenburg
2. Die 2009 und 2010 gefassten Beschlüsse zur Einführung der Schuldenbremse 2016 und des zwingend ausgeglichenen Haushaltes für den Bund ab 2016 und die Länder ab 2020.

Alle Wohlfahrtsverbände bauten gleichzeitig ihre defizitären niedrigschwelligen Dienste ab.

Dies beschleunigte sich mit dem Auslaufen des letzten mehrjährigen Förderprogramms des Bundes – der Bürgerarbeit.

Wir haben inzwischen den Ruf als Fachträger für Hilfen in Notlagen und werden ab 2016 betriebswirtschaftlich wieder eine schwarze Null erreichen.

Als neues Arbeitsfeld kam in den letzten beiden Jahren das Informationsmanagement hinzu.

Noch 2015 wird der Sozialatlas Teltow-Fläming an den Start gehen, der zum zentralen Informationsmedium für die Anbietersuche im Sozial-, Gesundheits- und Bildungsbereich werden soll.

Zudem ist das Diakonische Werk an der Entwicklung von digitalen Fachlösungen für die fremdsprachige Verständigung im Gesundheitsbereich beteiligt.

5) *Diakonische Spitzenvertretung*

Ich möchte voranschicken, dass die nachfolgenden Ausführungen meine Sichtweise darstellen.

Die regionale Spitzenvertretung der Diakonie ist ein wahres »Minenfeld«.

Mit der Gründung der RDW 1995 wollte der Landesverband eine solide Grundlage schaffen, um die diakonische Spitzenvertretung in jedem Landkreis, jeder kreisfreien Stadt und jedem Stadtbezirk Berlins sicherzustellen und die diakonische Zusammenarbeit in den Regionen zu fördern.

So richtig die RDW-Gründungen inhaltlich und strategisch waren – es sollte so gut wie nichts kosten.

Allein die fehlende Finanzierung führt zu einem Paradoxon und bis heute zu den immer gleichen nicht zielführenden Diskussionen in den Gremien auf Landesebene:

- RDWs sollen keine eigenen Trägerschaften aufbauen.
- RDWs sollen umfangreiche Aufgaben bewältigen und hohe Fachkompetenz gewährleisten
- RDWs bekommen nur ca. 5.500 € im Jahr Regelfinanzierung durch den Landesverband

Das ist das von den 1994 Handelnden im DWBB gewollte Modell der regionalen Spitzenvertretung, und es hat sich bis heute nicht geändert.

Bereits damals wie auch heute

- a) sind es die großen diakonischen Träger, die die Fehlkonstruktion teilweise bewusst pflegen;
- b) sind die Einrichtungen etlicher großer Träger nicht Mitglied in den RDWs;
- c) sind es inzwischen auch mit der Regionalvertretung beauftragte finanziell starke Träger, die eher ihre Interessen sehen;
- d) ist es der Landesverband insgesamt, der sich schwertut, zu agieren statt zu reagieren;

e) ist es die Mehrzahl der Kirchengemeinden und Kirchenkreise vor Ort, die die regionale Diakonie nur ungenügend unterstützen.

Regionale Diakonie - Kirchengemeinden - überregionale diakonische Träger könnten sich hervorragend ergänzen – allein es fehlt oft der Wille und manchmal auch die Vision.

Mit Blick auf die bevorstehende Gebietsreform in Brandenburg sind wir festen Willens, die Thematik der regionalen Spitzenvertretung neu auf die Tagesordnung im Landesverband zu heben.

Von der Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz müssen wir erwarten können, dass sie mit den Kirchenkreisen und in Abstimmung mit dem DWBO Instrumentarien entwickelt, um die regionalen diakonischen Strukturen auch finanziell zu stärken.

6) Spitzenvertretung im Landkreis Teltow-Fläming

Durch die bereits geschilderten, vielfältigen Aktivitäten des Werkes wurde die nötige Fachkompetenz erworben, um in kreislichen Gremien (kommunal, kirchlich und im NGO-Kontext) kompetent zu agieren und auf Augenhöhe wahrgenommen zu werden.

Spitzenvertretung heißt für uns u.a.:

- Mitglied der Kreissynode zu sein;
- aktiv im Ausschuss für Diakonie und Flüchtlinge mitzuarbeiten;

- Mitarbeit als Sachkundiger in landkreislichen Ausschüssen und Gremien;
- kirchlich-diakonische Standpunkte bewusst zu formulieren und zu vertreten;
- kompetente Vertretung aller diakonischen Akteure unabhängig von ihrer Mitgliedschaft im RDW;
- ständiges Bemühen, alle diakonischen Akteure immer wieder zu erreichen;
- nach Wegen des gemeinsamen Handelns zu suchen;
- als »Lobbyist« unterstützend zu wirken;
- aus einer wirtschaftlichen Stabilität heraus im Einklang mit allen diakonischen Trägern der Region agieren zu können;
- eigene Trägerschaften in Abstimmung mit den großen Trägern zu entwickeln – allerdings nur mit denen, die aktiv im Konzert mitspielen und nicht nur die eigenen Vorteile suchen.

Damit bin ich am Ende meiner Ausführungen.

Allein die Einladung – heute hier über unser Wirken zu referieren, nehmen wir als ein Ausdruck der Wertschätzung unserer Arbeitsweise wahr. Herzlichen Dank für Ihre Aufmerksamkeit.

Anmerkungen:

¹ Aus Redebeitrag Jürgen Gohde »Diakonie – zwischen Kreuz und Konzern? Chancen der Professionalisierung« Beitrag auf dem Kongress Unternehmen Kirche in Heidelberg 1997



Lokal handeln in Brandenburg

Entwicklungspolitische Orientierungen im ländlichen Raum

Von Pfarrer Dr. Patrick Roger Schnabel, Leiter des Kirchlichen Entwicklungsdienstes (KED) der Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz (EKBO)

Unterwegs im Auftrag des Herrn. Christliche Identität im Handeln von Diakonie und evangelischer Kirche, Evangelische Akademie zu Berlin, Berlin 14.12.2015

I. Annäherungen

Sie haben mich eingeladen, als Leiter des Kirchlichen Entwicklungsdienstes der Landeskirche auf einer Tagung zum Verhältnis von Kirche und Diakonie über entwicklungspolitische Orientierungen im ländlichen Raum zu sprechen. Das erfordert zum Eingang zwei Annäherungen, oder genauer: Positionierungen. Einerseits natürlich zum Oberthema, dem Verhältnis von Diakonie und Kirche, andererseits zur Frage, wie ein Vortrag zur Entwicklungspolitik überhaupt in diesen Kontext passt.

1.) Kirche und Diakonie

In gewisser Weise wird diese Verhältnisbestimmung immer schon aus der Gegenüberstellung von Vereinsdiakonie und verfasster Kirche her betrachtet. Das ist kirchengeschichtlich bedingt und juristisch korrekt. Theologisch bleibt es rechtfertigungsbedürftig. Wir stellen ja auch nicht »Kirche und Zeugnis«, »Kirche und Gottesdienst« in der Weise gegenüber, wie wir es so oft mit »Kirche und Dienst« tun. Nehmen wir alle drei Grundvollzüge der Kirche als – um im Duktus unseres Kirchenrechts zu bleiben – Lebens- und Wesensäußerungen der Kirche ernst, darf dieser Sonderstatus der Diakonie nur organisationsrechtlich, nicht aber funktional begründet werden. Die Kirche muss sich Wicherns Aufruf vorhalten lassen, in der Liebe wie im Glauben zu gründen. Umgekehrt gilt dann aber auch, dass die Diakonie dem Glauben wie der Liebe verpflichtet ist. Es ist die bleibende Herausforderung an beide, diese Erkenntnis mit Leben zu füllen. Abgrenzungskämpfe dienen dem nicht; unser gemeinsames Wesen und unser gemeinsamer Auftrag verpflichten uns, die Verwirklichung der Einheit von Wort und Tat nach innen zu leben und nach außen überzeugend darzustellen.

2.) Diakonie und Entwicklung

Die Geschichte des Kirchlichen Entwicklungsdienstes ist von Anfang an sowohl mit der Diakonie wie mit der verfassten Kirche verknüpft – und insofern geradezu exemplarisch für das übergeordnete Thema. Der Sache nach ist Entwicklungszusammenarbeit (in den 1950er/60er Jahren noch: Entwicklungshilfe) natürlich tätige Nächstenliebe, also diakonisches Handeln. Bereits Ende der 1950er Jahre begannen dann auch die diakonischen Werke, nicht mehr nur für die Bedürftigen im eigenen Land zu sammeln, sondern über die Aktion Brot für die Welt auch soziale Projekte in den so genannten Entwicklungsländern zu fördern – ein Bereich, der bis dahin hauptsächlich von den Missionswerken abgedeckt wurde. Schon Anfang der 1960er Jahre zogen die Kirchen nach, indem sie mit der Gründung der beiden Zentralstellen für Entwicklungshilfe die Grundlage für die bis heute enge und vertrauensvolle Zusammenarbeit mit dem Staat in der Entwicklungspolitik schufen.

Die nächsten Impulse zur Stärkung dieser Arbeit kamen dann aus der ökumenischen Bewegung. Die EKD-Gliedkirchen nahmen die Aufrufe der ÖRK-Vollversammlungen seit 1968 ernst, einen spürbaren finanziellen Beitrag zur Überwindung der materiellen Ungleichheit zwischen Ländern des Nordens und des Südens zu leisten. Das ursprüngliche Ziel, 5 Prozent des Kirchensteueraufkommens für den »Kirchlichen Entwicklungsdienst« zur Verfügung zu stellen, wurde zwar bis heute nirgendwo erreicht. Am nächsten dürfte die Nordkirche kommen, die insgesamt um die drei Prozent aufwendet. Aber immerhin leistet auch keine Kirche mit weniger als 1,5 Prozent ihren Beitrag zur Gemeinschaftsaufgabe »KED«.

Wichtig für unseren Kontext ist, dass die Idee des Kirchlichen Entwicklungsdienstes von Anfang an die externe und die interne Dimension zusammendachte und -brachte. Entwicklungspolitische Bildungsarbeit, die so genannte »Inlandsarbeit« begleitete kontinuierlich die partnerorientierte Projektarbeit im Ausland. In beidem – dem Fokus auf der Aufklärung über die Ursachen globaler Gerechtigkeitsdefizite wie auch der Partnerorientierung in Konzeption und Umsetzung von Ent-

wicklungszusammenarbeit – waren die Kirchen Vordenker und Vorbilder für Staat und Zivilgesellschaft.

Zugleich war es das Verdienst des »Kirchlichen Entwicklungsdienstes« als formaler Struktur, entwicklungspolitische Themen in der verfassten Kirche und ihren Gliederungen von der Gemeindeebene aufwärts präsent zu halten. Darin liegt seine Stärke bis heute, und darin liegt der Impuls, den er auch für andere Bereiche diakonischen Handelns geben kann. Er wirkt aus der verfassten Kirche selbst heraus, nicht aus dem Bereich der Vereinsdiakonie auf sie ein. Zugleich ist er aber zweifelsohne ein diakonischer Dienst der Kirche und mit der Vereinsdiakonie eng verbunden.

Diese enge Verbindung wurde 2011 mit der Fusion der beiden verbliebenen rechtlichen »Dächer« evangelischer Entwicklungszusammenarbeit auf der Bundesebene – der Aktion Brot für die Welt und dem Evangelischen Entwicklungsdienst – noch einmal verstärkt. Gleichzeitig wurde mit der Zusammenführung mit dem Diakonischen Werk im neuen »Werk für Diakonie und Entwicklung« der diakonische Charakter und Anspruch kirchlicher Entwicklungszusammenarbeit betont. Es steht der Kirche gut an, in Zeiten zunehmender Globalisierung erneut Vordenkerin und Vorbild darin zu sein, auf die Interdependenzen sozialen Handelns im In- und im Ausland hinzuweisen und zur Entgrenzung des Denkens in diesem Bereich beizutragen. Gerade die aktuellen Herausforderungen rund um das Thema Flucht zeigen doch sehr deutlich, dass die Hilfe für Geflüchtete hier und die Hilfe gegen Fluchtursachen in den Herkunftsländern zusammen gedacht werden müssen, wenn dem Handeln nachhaltiger Erfolg beschert sein soll.

Für die verfasste Kirche bedeutet diese Stärkung kirchlicher Entwicklungspolitik auf der Bundesebene aber auch eine Gefahr: Sie könnte in die Versuchung geraten, die bisher vorbildliche Verzahnung zwischen vereinsdiakonischem und verfasst-kirchlichen Handeln im Bereich der Entwicklungspolitik zu lockern und den Bereich vollständig auszugliedern. Auf der EKD-Ebene ist das ehemalige KED-Referat im Kirchenamt bereits auf eine halbe Stelle eingeschmolzen worden. Auf gliedkirchlicher Ebene sind die KED-Strukturen noch weitgehend stabil, doch hat die Entwicklung im Rheinland gezeigt, dass bei Einsparnotwendigkeiten gerade hier schnell der Rotstift angesetzt wird.

Es ist natürlich nicht zuletzt auch die Aufgabe des KED selbst, seine Existenz zu plausibilisieren. Es

darf jedoch auch von den Organen der Kirche selbst erwartet werden, den Themen der Entwicklungspolitik Offenheit und Interesse entgegen zu bringen. Wir haben gerade auf der UN-Ebene miterleben dürfen, wie ein einschneidender Paradigmenwechsel vollzogen worden ist: Lagen noch den so genannten Millenniums-Entwicklungszielen (MDG) von 2000 die Vorstellungen einer nachholenden Entwicklung zu Grunde, nach denen die Industrienationen in die Pflicht genommen werden, den Entwicklungsländern Hilfestellungen zu leisten, folgen die nachhaltigen Entwicklungsziele (SDG) einer fundamental anderen Logik. Angesichts globaler Herausforderungen wie etwa dem Klimawandel, treten Ursache- und Wirkungszusammenhänge viel stärker in den Vordergrund, wird die Entwicklungsbedürftigkeit gerade auch der Industrienationen stärker betont, in denen ein lange vernachlässigter, aber letztlich für das planetare Schicksal entscheidender Entwicklungsstau besteht.

Die Kirchen bringen alle Voraussetzungen mit, zu Katalysatoren der Großen Transformation zu werden, die dieser Neuansatz von unseren Gesellschaften erfordert. Dabei kommt der klassischen »Inlandsarbeit«, also der entwicklungspolitischen Bildung eine zentrale Bedeutung zu. Menschen müssen befähigt werden, globale Zusammenhänge zu erfassen und zu verstehen, und zwar um – gut evangelisch – nicht mehr Faktenwissen über die Welt anzuhäufen, sondern Orientierungswissen für verantwortungsvolles Leben in dieser Welt zu bilden.

Anhand von zwei Projekten des Kirchlichen Entwicklungsdienstes der EKBO, die in enger Kooperation mit dem EWDE und der Diakonie vor Ort durchgeführt werden, lässt sich zeigen, wie dieser Beitrag praktisch aussehen, und wie das Zusammenwirken von Kirche und Diakonie gerade im ländlichen Raum als Win-win-Modell gestaltet werden kann.

II. Aus der Praxis

Die beiden ausgewählten Beispiele haben den Vorzug für unser Thema, dass es sich zwar bei beiden um Projekte des KED handelt, aber das eine stärker an den Strukturen der Diakonie, das andere stärker an den Strukturen der verfassten Kirche orientiert ist. Das gibt gute Gelegenheit zu zeigen, wie mein eingangs formuliertes Anliegen umgesetzt werden kann, Wort und Tat, Glaube und Liebe in der kirchlich-diakonischen Praxis zu verbinden.

1.) Das »Brandenburger Modell« der Eine-Welt-Promotor*innen

Eine der größten Herausforderungen an landeskirchliche Arbeit in einem Flächenland wie Brandenburg ist die Präsenz der Akteure und ihrer Themen in Kirchenkreisen und Gemeinden. Geradezu unmöglich ist es, als kleine landeskirchliche Stelle selbst in ausreichendem Maß Präsenz vor Ort zu gewährleisten. Dennoch müssen aber gerade Themen wie Entwicklungspolitik aktiv an die Menschen herangebracht werden, müssen wir Geh-Strukturen ausbilden, statt uns der Illusion hinzugeben, das Interesse selbst werde die Gemeinden schon dazu bringen, uns zu kontaktieren und Angebote abzurufen. Schon die Methode der Beauftragungen für Themen wie Ökumene wirkt in den Pfarr- oder Mitarbeitendenkonventen der ländlichen Kirchenkreise wesentlich weniger als in den Berliner Kirchenkreisen. Die Superintendentinnen und Superintendenten wiederum wären überfordert, die Fülle der Themen allein abzudecken, für die sich landeskirchliche Stellen Ansprechpartner – und mehr noch: aktive Fürsprecher – vor Ort wünschen.

Deshalb gab meine Amtsvorgängerin mir ihr Anliegen mit auf den Weg, wenigstens eine Bildungsreferentenstelle beim KED anzusiedeln, um mit mehr eigenen Angeboten und einer aufsuchenden Grundhaltung Entwicklungsthemen an die Gemeinden herantragen zu können. Mit »Bordmitteln« war dieses Anliegen freilich nicht umzusetzen: mein KED-Etat reicht gerade für die Pflichtaufgaben des Entwicklungsdienstes. Für die Kür braucht es inhalts- und finanzstarke Partner. Den entscheidenden Hinweis, wie ich Partner für dieses spezielle Anliegen gewinnen könnte, gab mir der Organisator unserer heutigen Tagung, Heinz-Joachim Lohmann. Er berichtete mir aus seiner Tätigkeit als Kurator der Stiftung Entwicklung und Frieden, die ihn in Kontakt mit der entwicklungspolitischen »Szene« Brandenburgs bringt. Dort gab es seit längerem Bemühungen, die Landesregierung für die Teilnahme am Programm für Eine-Welt-Promotor*innen des Bundesministeriums für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung (BMZ) zu gewinnen. In diesem Programm stellt das BMZ 60% der Mittel für Personalstellen in der entwicklungspolitischen Inlandsarbeit zur Verfügung, wenn sich ein Bundesland mit 40% an der Finanzierung beteiligt. Die Stellen werden bei entwicklungspolitischen NRO angesiedelt und sollen der Stärkung der Arbeit durch planende und koordinierende Tätigkeiten sowie eigene Fachangebote dienen.

Es entstand die Idee, diese Bemühungen und mein Anliegen miteinander zu verbinden. Die Idee war, dem Land den Einstieg in das Programm dadurch schmackhafter zu machen, dass es die 40% Eigenbeteiligung nicht allein würde aufbringen müssen, sondern durch die Kombination mit kirchlichen Mitteln in einem gemeinsamen Programm entlastet zu werden. Es folgten Gespräche mit dem Land, dem entwicklungspolitischen Landesnetzwerk der Zivilgesellschaft und dem BMZ. Am Ende stand das Konzept eines zwar nicht ein gänzlich homogenen Programms, sondern zweier ineinander verschränkter Programme, so dass die staatlich finanzierten Promotor*innenstellen durch drei weitere kirchlich kofinanzierte Promotor*innenstellen ergänzt werden konnten. Um die Voraussetzungen für diese Verschränkung zu schaffen, gaben die Landeskirche und das zuständige Landesministerium eine gemeinsame »politische Erklärung« über die Stärkung der Zusammenarbeit in der Entwicklungspolitik ab.

Doch damit waren freilich erst 60% der Finanzierung gesichert – die KED-Eigenmittel der EKBO hätten aber für die 40%ige Kofinanzierung noch immer nicht ausgereicht. Deshalb musste eine andere kirchliche Finanzierung erschlossen werden. In Frage kamen praktisch nur KED-Mittel der Inlandsförderung von Brot für die Welt – Evangelischer Entwicklungsdienst. Die Inlandsförderung ist ein Instrument des ehemaligen Evangelischen Entwicklungsdienstes (eed), das nun im gemeinsamen Werk fortgeführt wird. Es ist ohnehin mit den landeskirchlichen Entwicklungsdiensten eng verschränkt: Stellt eine kirchliche Einrichtung oder freie NRO einen Antrag auf Förderung, wird der jeweils örtlich zuständige KED um eine Stellungnahme gebeten. Dadurch sichert sich die Inlandsförderung die Kenntnis der Akteure und Projekte, die die Landeskirchen vor Ort auszeichnet, und die Kirchlichen Entwicklungsdienste behalten den Überblick über die Aktivitäten ihrer jeweiligen entwicklungspolitischen »Szene« und können sich an der inhaltlichen Diskussion beteiligen, welche Förderschwerpunkte die Kirche im Bereich der Inlandsarbeit setzen sollte.

Es gelang, das Promotor*innen-Programm so aufzustellen, dass es den aktuellen Förderschwerpunkten von Brot für die Welt entsprach; die Kofinanzierung aus KED-Mitteln der Bundesebene war gesichert. Darin liegt natürlich auch ein kirchenpolitischer Bonus für das Werk Brot für die Welt: Landessynoden fällt es erfahrungsgemäß leichter, sich hinter EKD-Umlagen zu stellen, wenn deutlich wird, dass auch die regionale Ebene von dieser Arbeit profitiert.

Das ist hier zweifelsohne der Fall. Drei Eine-Welt-Promotor*innen wirken im Land Brandenburg innerhalb des kirchlich kofinanzierten Programms, und sie können ihren Radius und ihre Wirkung dadurch noch einmal erheblich erweitern, dass sie in das BMZ-Länder-Programm vollständig integriert sind und sich mit den »säkularen« Promotor*innen gegenseitig unterstützen und verstärken können. Entwicklungspolitische Bildungsarbeit gewinnt dadurch eine Präsenz in der Fläche und eine Qualität, die allein vom KED selbst nicht zu erreichen wäre.

Gerade das Ziel einer Präsenz in der Fläche schloss aber ein Modell von vornherein aus: die zentrale Ansiedlung der Stellen in der Georgenkirchstraße. Es brauchte Kooperationspartner im Land selbst, die als Träger dieser Stellen auftreten konnten. Kirchlicherseits wären dabei durchaus auch Kirchenkreise in Frage gekommen. Doch diese Option war durch eine kleine rechtliche Feinheit ausgeschlossen. In den neuen Bundesländern und im ehemaligen Ost-Berlin schüttet das BMZ seine Mittel nur mittelbar über die Stiftung Nord-Süd-Brücken aus. Diese wiederum verlangt in ihrer Satzung, dass Antragsteller privatrechtlich verfasst sein müssen. Öffentlich-rechtlich verfasste Institutionen, also auch Kirchenkreise und -gemeinden, fielen damit als Träger schon einmal aus.

Das war aber völlig unproblematisch, weil sich sehr schnell zeigte, dass sich hier ein optimales Kooperationsfeld von Kirche und Diakonie auftrat. In Absprache mit VENROB, dem Verbund Entwicklungspolitischer Nichtregierungsorganisationen, also dem Landesnetzwerk in Brandenburg, waren die Profile der drei kirchennahen Stellen entworfen worden. Zwei sollten als Regionalpromotoren ortsbezogen im Norden und Süden Brandenburgs angesiedelt sein, also kirchlich gesprochen in den Sprengeln Potsdam und Görlitz. Eine Stelle sollte sich landesweit mit einem spezifischen entwicklungsbezogenen Beratungsangebot an Schulen richten. Damit schloss das kirchliche Programm inhaltliche Lücken in der Planung des rein staatlich finanzierten Programms.

Nachdem wir die Stellen kirchen-öffentlich ausgeschrieben hatten, zeigte sich im Bewerbungsverfahren, dass drei regional agierende diakonische Träger jeweils nahezu optimale Voraussetzungen für die Umsetzung des jeweiligen Stellenprofils mitbrachten. Im Sprengel Potsdam hatte sich schon seit einiger Zeit der diakonische Verein ESTAruppin e.V. mit entwicklungspolitischen Angeboten im Landkreis Ostprignitz-Ruppin etab-

liert. Im Sprengel Görlitz hatte JUSEV e.V. gerade den Arbeitsbereich »Globales Lernen« von einem nicht-kirchlichen Weltladenverein übernommen. Und von Jüterbog aus hatte sich das Diakonische Werk Teltow-Fläming e.V. als externer Anbieter von ergänzenden Angeboten für die schulische Bildung einen Namen gemacht.

Am Ende stand ein »Brandenburger Modell« des Programms für Eine-Welt-Promotor*innen, in dem je eine von drei kirchennahen Stellen bei einem diakonischen Träger angesiedelt ist, während das Teilprogramm selbst als Projekt des Kirchlichen Entwicklungsdienstes der EKBO in gemeinsamer Trägerschaft des KED und der Stiftung Nord-Süd-Brücken geführt wird. Land und BMZ betrachten es zudem als Teil des übergreifenden Promotorenprogramms, für die inhaltliche Steuerung sorgt ein Expertengremium, in dem auch Brot für die Welt und das Landesnetzwerk vertreten sind.

Aus Sicht des Kirchlichen Entwicklungsdienstes mit seinem Selbstverständnis als Schnittstelle der Kirche zum Werk Brot für die Welt, zur entwicklungspolitisch engagierten Zivilgesellschaft und zu den entwicklungspolitisch Verantwortlichen im Staat muss dabei vor allem eines betont werden: Dieses Modell schafft nicht nur eine Win-win-Situation im Binnenverhältnis von Kirche und Diakonie, es schafft auch eine Win-win-Situation im Verhältnis von Kirche und Diakonie auf der einen, Staat und Zivilgesellschaft auf der anderen Seite.

Das lässt sich anhand verschiedener Indikatoren belegen. Zum einen natürlich schlicht an der Größe des Promotor*innen-Programms in Brandenburg, die erst durch dieses besondere »Brandenburger Modell« ermöglicht wird. Mit der kombinierten Kraft des staatlich finanzierten und des kirchlich kofinanzierten Programms ist ein für ostdeutsche Verhältnisse sehr schlagkräftiges Netz an hauptamtlichen Eine-Welt-Referenten geschaffen worden. Zum anderen ist auch deutlich, dass beide Programme nicht nebeneinander her existieren, sondern einander ergänzen und befruchten sollen. Die kirchennahen Stellen ermöglichen dem Promotor*innen-Programm insgesamt den Zugriff auf die kirchlichen Netzwerke, die – gerade im ländlichen Brandenburg – eine verhältnismäßig stabile Infrastruktur vorhalten. Umgekehrt ermöglicht die Beteiligung am Gesamtprogramm den kirchennahen Promotor*innen den Zugang zu fachlichem Austausch und externer Beratung, die innerkirchlich in dieser Qualität und Intensität nicht zu gewährleisten wäre. Und schließlich sind die Auswirkungen auf

das »networking« weit über das eigentliche Programm spürbar. Inzwischen sind sowohl der Kirchliche Entwicklungsdienst selbst wie auch die drei diakonischen Trägerorganisationen Mitglieder des VENROB e.V. geworden; der KED vertritt die kirchlichen Mitglieder im »Sprecherrat«, dem Vereinsvorstand. Auch, dass es zwischen einer evangelischen Landeskirche und einem von der LINKEN geführten Landesministerium zu einer politischen Erklärung kam, die wiederum ein CSU-geführtes Bundesministerium zur Grundlage einer Finanzierungszusage machte, ist schon an sich bemerkenswert. Kirchliches/diakonisches, zivilgesellschaftliches und staatliches Engagement für Entwicklungsthemen verstärken sich so gegenseitig und zum Nutzen aller Beteiligten.

2.) Das landeskirchliche Siegel »Faire Gemeinde«

So ermutigend das erste Beispiel ist, was die Schaffung schlagkräftiger entwicklungspolitischer Strukturen auch im ländlichen Raum betrifft, so wenig darf es über ein Grundproblem hinwegtäuschen. Die Themen des Konziliaren Prozesses für Gerechtigkeit, Frieden und die Bewahrung der Schöpfung haben in den letzten 25 Jahren einen erheblichen Aufmerksamkeitsverlust in der kirchlichen Öffentlichkeit erfahren. Dazu haben sicher nicht unmaßgeblich die innerkirchlichen Strukturprozesse beigetragen, die eine notwendige Antwort zunächst auf die deutsche Wiedervereinigung und dann auf die demographische Entwicklung und religiös-weltanschauliche Differenzierung der Gesellschaft waren. Kirche war, in großen und ganzen, sehr mit sich selbst beschäftigt. Vormalige wichtige Themen wie internationale Solidarität, fest in Basisgruppen in vielen Kirchengemeinden verankert, haben an Bedeutung verloren, die Trägergruppen haben sich nicht verjüngt. Und all das, obwohl Anliegen wie ökofairer Einkauf zumindest in bestimmten, gerade jüngeren Bevölkerungsschichten zu Trendthemen geworden ist. Gegen den Lifestyle-Anspruch dieser gesellschaftlichen Bewegung wirken viele kirchliche Weltläden verstaubt, verliert die kirchliche Rede von Gerechtigkeit und Schöpfungsbewahrung ihre Anschlussfähigkeit. Gleichzeitig geht damit freilich auch der tiefere Bildungsanspruch, der auf tatsächliche Transformation abzielt verloren, verliert die Bewegung ihr kritisches Potential.

Ein Anliegen entwicklungspolitischer Inlandsarbeit muss es daher sein, nach innen die Themen wieder auf die kirchliche Agenda zu setzen, nach außen die Anschlussfähigkeit des binnenkirchlichen Dialogs wiederherzustellen. Die Aufgabe des

Kirchlichen Entwicklungsdienstes ist es daher – in enger Kooperation mit anderen betroffenen Arbeitsgebieten wie der Umweltschutzarbeit und eben der Diakonie –, alle kirchlichen Handlungsebenen von der Kirchengemeinde bis zur Kirchenleitung aufmerksam und sprachfähig für die Thementrias des Konziliaren Prozesses zu machen.

Um dabei Schritt mit dem gesellschaftlichen Diskurs halten zu können, müssen die Interdependenzen zwischen den Einzelthemen ganz im Sinne des »Weltzukunftsvertrags« der nachhaltigen Entwicklungsziele verdeutlicht werden. Die Versäulung der Arbeitsbereiche, auch innerhalb der Kirche, gilt es aufzubrechen. Der Bildungsansatz der Inlandsarbeit, dass die scharfe Trennung etwa von Sozialpolitik und Entwicklungspolitik oder von Umweltpolitik und Entwicklungspolitik zunehmend bedeutungslos wird, muss sich auch in der eigenen Arbeit widerspiegeln. Der Umsetzung dieser Erkenntnis dient das landeskirchliche Siegel »Faire Gemeinde«, das derzeit (Stand Dezember 2015) erarbeitet wird.

Das Siegel führt vier Aspekte zusammen, die erst gemeinsam ein vollständiges Bild von »Fairness« im Sinne globaler Gerechtigkeit abgeben. Diese Aspekte sind 1.) bewusst konsumieren, 2.) nachhaltig wirtschaften, 3.) global denken, 4.) sozial handeln. Gemeinden, die als »Faire Gemeinde« ausgezeichnet werden wollen, müssen in allen vier Handlungsfeldern exemplarische Aktivitäten nachweisen. Darunter ist im Einzelnen etwa zu verstehen:

1.) Bewusst konsumieren: Gemeinden und kirchliche Einrichtungen sind auch Konsumenten. Ob die Bewirtung bei Festen, der Blumenschmuck auf dem Altar, die Putzmittel oder die Büromaterialien – (fast) alles muss gekauft werden. In der Summe hat »die Kirche« damit eine nicht zu unterschätzende Marktmacht, die sich zur Marktbeeinflussung im Sinne des Nachfrage-Angebots-Schemas nutzen kann. Regional, bio und fair – das sind Kriterien, an denen sich Gemeinden dabei orientieren sollen.

2.) Nachhaltig wirtschaften: Was beim Einkauf im Kleinen gilt, gilt erst Recht für kirchliche Beschaffung im großen Stil, aber für auch Geldanlage oder Energieversorgung. Wirtschaftlichkeit und Nachhaltigkeit sind – auch, wenn das noch nicht in allen kirchlichen Verwaltungen auf allen Ebenen angekommen ist – keine Konkurrenten, sondern zwei Seiten einer Medaille. Durch nachhaltigkeitsorientierte Wirtschaftskonzepte können Kirchen auch mit großer Außenwirkung zeigen,

was heute schon machbar ist und welche Erfolge damit erzielt werden können.

3.) Global denken: Grundlage richtigen Handelns ist die Erkenntnis des Richtigen. Die Herausforderungen, an denen sich unsere eigene Entwicklung messen lassen muss, sind global. Als Christen sind wir Teil der weltweiten Ökumene, die die Schere zwischen unserem Bekennen und unserem Handeln sehr kritisch verfolgt. Wenn wir uns für Faire Produkte oder Grüne Energien entscheiden sollen, müssen wir wissen, welche Folge diese oder die gegenteilige Entscheidung für das Leben von Menschen in anderen Teilen dieser Welt und für Gottes Schöpfung hat. »Globales Lernen«, aber auch gelebte kirchliche Partnerschaften mit Christen in anderen Ländern tragen deshalb auch zum Aufbau von »Keimzellen der Transformation« bei.

4.) Sozial handeln: Leider gibt es immer wieder eine Tendenz, Armut gegeneinander auszuspielen. Gerade in strukturschwächeren Gebieten wird gefragt, warum wir uns für Menschen in anderen Erdteilen einsetzen sollen, während auch bei uns verdeckte und zunehmend sogar sehr sichtbare Armut verbreitet ist. Armut kennt aber keine Grenzen und keine Nationalitäten, und so soll es auch mit der Liebe sein. Diakonie und Entwicklungszusammenarbeit sind deshalb keine Konkurrenz, sondern zwei Ausprägungen eines Auftrags. Deshalb sollte Armut von Gemeinden in all ihren Facetten und bei allen Betroffenen wahrgenommen werden. Der Ansatz, auch sozialdiakonische Arbeit vor Ort mit ins Konzept der »Fairen Gemeinde« zu integrieren, trägt auch dazu bei, die durch die Professionalisierung der Vereinsdiakonie verstärkte Entfremdung der Gemeinden von ihrem eigenen diakonischen Auftrag abzumildern und diakonische Vollzüge bewusster ins Gemeindeleben zu integrieren.

An der Ausarbeitung dieses Konzepts waren Kirche und Diakonie sowie die verschiedenen kirchlichen Ebenen und Regionen in Berlin, Brandenburg und der schlesischen Oberlausitz beteiligt. So ist es gelungen, ein Konzept, das in seiner Grundstruktur vom Bistum Osnabrück entwickelt und zur Adaption empfohlen worden ist, an die besonderen Verhältnisse unserer Landeskirche anzupassen. Es ist so angelegt, dass es weniger voraussetzt, dass eine Gemeinde schon in allen Bereichen herausragende Erfolge vorzuweisen hat, sondern mehr darauf, dass eine Gemeinde eine sehr bewusste und verbindliche Entscheidung trifft, sich auf den Weg zu mehr »Fairness«

zu machen, also sich wieder bewusst den Zielen des Konziliaren Prozesses zu verpflichten.

Wie sich hier ganz praktisch die Arbeitsbereiche Entwicklung, Umwelt, Diakonie treffen ist schon anhand der vier Handlungsfelder offensichtlich. Das Siegel bietet aber auch für die »Eine-Welt-Promotor*innen« unseres ersten Beispiels gute Anknüpfungspunkt für ihre Arbeit. Sie können gemeinsam mit Gemeinden entdecken, was schon alles vorhanden ist, Erweiterungspotentiale auf-tun und vor allem das oft hochmotivierte, aber unstrukturierte Handeln zu einem bewussten Prozess der Gemeindeentwicklung machen. Die Offenheit der Kriterien und die Breite der Handlungsfelder eröffnen darüber hinaus auch wieder Anknüpfungspunkte für Kooperationen über den kirchlichen Bereich hinaus.

III. Fazit

Gerade das sozialdiakonische Handeln und der gesellschaftsdiakonische Anspruch, die sich nicht zuletzt mit Entwicklungsthemen verbinden, erweisen sich – neben der Kultur – als stärkstes Bindeglied zwischen einer »Kirche für das Volk« und einer religiös immer unbedarfteren säkularen Gesellschaft. Das »networking«, das durch das Promotor*innenprogramm in Brandenburg ermöglicht wurde, zeigt das Potential, das darin steckt, wenn sich Kirche und Diakonie in enger Abstimmung und Verbundenheit in der Ausübung ihres einen, unteilbaren Dienstes der Welt zuwenden und ihren Beitrag beisteuern, die aktuellen Herausforderungen zu meistern.

Die Zusammenführung von Diakonie und Entwicklungsdienst im EWDE spiegelt organisatorisch die Erkenntnis wider, dass die tätige Liebe keine Grenzen kennt: genauso wenig wie Armut Grenzen kennt oder Arme länger bereit sind, Grenzen hinzunehmen, die nicht nur Länder definieren, sondern auch globale Armuts- bzw. Wohlstandszonen. Diese Erkenntnis muss künftig noch viel stärker im gemeinsamen Denken, Sprechen und Handeln von Diakonie und Entwicklungsdienst abgebildet werden. Sie muss sich aber auch viel stärker im diakonischen Selbstverständnis der verfassten Kirche wiederfinden. Der Kirchliche Entwicklungsdienst (KED) bleibt dabei eine unverzichtbare Schnittstelle nach innen und außen, sowie ein wichtiges Instrument, die Kirche für die Herausforderungen der Großen Transformation im Sinne einer nachhaltigen Entwicklung für alle zu sensibilisieren. 

Gemeinschaft der Tat – Synergien aus unterschiedlicher Organisation und Vorgehensweise

Protokoll der Podiumsdiskussion, Textdokumentation: Lennart Schirr und Heinz-Joachim Lohmann

Unterwegs im Auftrag des Herrn. Christliche Identität im Handeln von Diakonie und evangelischer Kirche, Evangelische Akademie zu Berlin, Berlin 14.12.2015

Teilnehmer*innen des Podiums:

Friederike Pfaff-Gronau, Theologischer Vorstand
Landesausschuss für Innere Mission, Potsdam

Klaus-Dieter Kottnik, Präsident des Diakonisches
Werkes der EKD i.R., Vorsitzender des Aufsichtsrates
der Stephanusstiftung, Berlin

Ulrike Menzel, Superintendentin des Kirchenkreises
Cottbus, Vorsitzende des Kuratoriums des
Diakonischen Werkes Niederlausitz e.V., Cottbus

Matthias Kube, Vorstand der Wichern Diakonie,
Frankfurt/Oder

Moderation

Heinz-Joachim Lohmann
Matthias Fichtmüller

Heinz-Joachim Lohmann

Das Verhältnis zwischen Kirche und Diakonie hat viele Facetten, die von gegenseitiger Nichtbeachtung bis zu intensiver Zusammenarbeit reichen. Diakonisches Engagement selbst findet in großer Vielfalt statt. Ein permanenter Streitpunkt ist die Frage nach der christlichen Identität. Kann die nur formal durch Kirchenmitgliedschaft festgestellt werden? Gibt es andere mögliche Kriterien?

Beide bewegen die Fragen, in welche Bereiche zukünftig investiert werden soll und welche Themen bestimmend sein werden.

Ulrike Menzel

Zentral ist das gemeinsame Unterwegssein. Kirche und Diakonie sind vom Auftrag her zusammengehörig. Deshalb ist gemeinsames Auftreten im säkularen Umfeld besonders wichtig. Dort werden Kirche und Diakonie als eins wahrgenommen. Zusammen können sie Einfluss in der Region und auf die Politik ausüben. Die sich ändernden Strukturen im kirchlichen und politischen Leben sollten gemeinsam entwickelt wer-

den. Frontendenken schadet nur. Ein konstruktives Miteinander ist auch wichtig für die eigene kritische Selbstreflexion. Ein geklärtes Selbstverständnis führt zu mehr Gemeinsamkeit. Durch diakonisches Handeln werden andere Menschen erreicht als durch innerkirchliche Arbeit.

Matthias Kube

Die Kontroverse zwischen Kirche und Diakonie ist auch fruchtbar. Die Wahrheit liegt in Gesprächen, nicht im Depot. Das Engagement muss sich in der Praxis bewähren. Das Selbstbestimmungsrecht ist ein hohes Gut für die Kirche, aber oft hinderlich für die Diakonie. Regelungen wie die Arbeitsvertragsrichtlinien für Einrichtungen der Diakonie (AVR) erschweren das Handeln diakonischer Träger und stehen der Arbeit im Weg. Der dienstrechtliche Aspekt sollte entflochten werden, weil er vor allem Konflikte bringt.

Friederike Pfaff-Gronau

Entscheidend ist die gegenseitige Würdigung und Wertschätzung, eine gegenseitige Achtung in der Haushaltschaft. Diakonische Betriebe wurden nach dem konkreten Verhältnis zu Kirchengemeinden und Gemeinden nach ihrem Verhältnis zu diakonischen Einrichtungen befragt. Gibt es gegenseitige Kontakte, zu Schulen, zu Kitas und anderen Einrichtungen? Wie sieht Akquise der Kunden aus? Welche Formen der Betreuung gibt es in Gemeinde und Diakonie? Finden Sammlungen für diakonische Einrichtungen statt? Sind Diakonieausschüsse vorhanden? Glaubenskurse für Mitarbeiter? Diakonie und Kirche sind eine Lerngemeinschaft. Wenn ein familiäres Bild genutzt werden soll: Enge Familie? Verschwägert? Ferne Verwandte?

Sind Kirche und Diakonie gemeinsam aufgestellt in Gremien? Die Möglichkeit der Transparenz in gegenseitiger Kommunikation sollte genutzt werden und Stolz auf das Gegenüber vorhanden sein. Es ist wichtig, die Einrichtungen als eigene Einrichtungen zu verstehen und Landeskirche als eigene Landeskirche zu verstehen. Das Verhältnis von Kirche und Diakonie wurde oft im Hinterzimmer und auf Neben Bühnen verhandelt. Es sollte aber ganz bewusst offen und groß dargestellt werden.

Klaus-Dieter Kottnik

In Württemberg wird die Diakonie als Perle und Schatz der Landeskirche angesehen. Heute bin ich vor allem in Polen engagiert. Dort herrschen Zerrbilder über das Verhältnis von Diakonie und Kirche als komplett getrennt. Dabei gehören Kirche und Diakonie von der Struktur und als Bild eng zusammen. Sie sind eine Ellipse mit zwei Brennpunkten; ohne beide kann der Körper nicht existieren.

Ideal steht in der Mitte die Kirche, links und rechts das Pfarrhaus und der Wohnsitz des Diakons. Beide Häuser sind gleich groß. Es gibt keine gegenseitige Beherrschung. Es gibt eine Chance, dieses Leitbild wieder durchzusetzen.

Bei neuen Projekten im Stadtteil und Ort sollten Kirchengemeinden immer mit einbezogen werden. Inklusion ist die große Chance für das Zusammenrücken von Gemeinde und Diakonie. Ebenso die Flüchtlingsarbeit. Hier arbeiten diakonische und gemeindliche Helfer zusammen, Hierarchien spielen keine Rolle. Kirche und Diakonie gehören zusammen, ohne das eine geht das andere nicht. In Stetten (bei Stuttgart, d. Red.) wurde ich im Dienst begrüßt mit: Sie arbeiten jetzt in der Kirche.

Menzel:

Diakonie und Kirche erlebe ich oft als zwei Welten, aber Kirche und Schule genauso. Es gibt eine Notwendigkeit von Mittlern zwischen beiden Welten. Bei uns in der Kirche gibt es das Problem, dass Personalkosten wachsen, Mitgliederzahlen aber sinken.

Kube:

In der Praxis gibt es Konflikte. Die strukturellen Unterschiede sind zu groß für eine enge Zusammenarbeit.

Hier einige Beispiele:

Ich bin kein Pfarrer. Wir setzten auf die Mitarbeit des Gemeindepfarrers, dort, wo es notwendig war. Seine Präsenz musste extra vergütet werden. Die Gemeinde sah sich nicht als zuständig.

Die Kapelle der Einrichtung war sanierungsbedürftig. Wir erwarteten Gelder vom Konsistorium oder Kirchenkreis. Mussten jedoch alles selbst finanzieren. Als wir die Kapelle als Standesamt zur Verfügung stellen wollten, kam ein sofortiger Einspruch des Superintendenten wegen der Zweckbindung von kirchlichen Gebäuden

Beim Hospiz und in der Flüchtlingsarbeit gibt es gemeinsame Projekte.

Wir haben ein Problem mit der Refinanzierung ambulanter Pflege in Brandenburg. Sie ist unwirt-

schaftlich, aber sehr bedeutend, gerade wegen des demografischen Wandels. Der Landesbischof erwartet, dass solche Zweige, in denen nicht am AVR orientierter Lohn gezahlt werden kann, aufgegeben werden. Ich halte das für unrealistisch.

Pfaff-Gronau:

Es handelt sich halt um teilweise fremdelnde Verwandte, die eine andere Sprache sprechen und unterschiedliche Kompetenzen brauchen.

Kottnik:

Das Verhältnis Diakonie und Kirche war bei der Gründung schon ein Problem. Es gab immer Bewegung von der Diakonie zur Kirche, andersrum selten. Das eigene Selbstverständnis ist im Umgang miteinander oft hinderlich. Eine bessere Durchdringung der leitenden Kräfte wäre gut, und es müsste mehr Bewegung von der Kirche auf die Diakonie hin geben.

Menzel:

Bei uns gibt es keine Berührungspunkte zwischen Kirchenvertretern und Repräsentanten großer diakonischer Einrichtungen. Der Kirchenkreis Cottbus hat immer schon das Regionale Diakonische Werk Niederlausitz unterstützt. Damit sind die Zuwendungsmöglichkeiten für andere Träger erschöpft. Diakonieträger sind oft sehr disparat, nicht einheitlich. Das führt zu Schwierigkeiten in der Kommunikation. Es gibt weder **die** Kirche noch **die** Diakonie. Das Problem ist jeweils eine gewisse Selbstbezogenheit. Dabei könnte eine Fruchtbarkeit durch die Reibung von Diakonie und Kirche entstehen.

Kube:

Es gibt eine Unschärfe in der Diskussion. Sind Diakonie und Kirche Geschwister? Geht es um Mutter und Vater? Was ist das Proprium der Diakonie?

Gute Arbeit ist das, was zählt. Der Umgang mit den Arbeitnehmern ist wichtig, die Begleitung von Mitarbeitern. Wir haben gute Orientierungskurse und Schulungskurse für alle neuen Mitarbeiter. Es darf keinen Druck zur Taufe geben, aber Versuche des Brückenbauens müssen sein. Innerhalb der Einrichtung muss eine Ansprechbarkeit auf christliche Symbole und Losungen vorhanden sein, nicht nur plakative Wirkungen. Das gemeinsame Sorgen um Klienten und Mitarbeiter reicht als diakonisches Proprium.

Kottnik:

Den gleichen Anspruch gibt's auch an die Kirche. Auch dort muss gute Arbeit geleistet werden und ein guter Geist vorhanden sein.

Matthias Fichtmüller:

Wir arbeiten mit dem Wort Dienstgemeinschaft. Das ist ein geistlicher Begriff, aus dem ein rechtlicher wurde. Hat er überhaupt noch Relevanz?

Kottnik:

Der Begriff Dienstgemeinschaft muss inhaltlich gefüllt werden. Er beschreibt einen anderen Umgang miteinander und andere Formen der Konfliktlösung. Er beinhaltet die Vorstellung eines respektvollen anderen Umgangs zwischen Leitung, Mitarbeitern und Klienten und in Konflikten.

Menzel:

Profildiskussionen brauchen wir auch in der Kirche. Auch wir müssen den Umgang mit nicht christlich-sozialisierten Menschen klären. Selbstverständlichkeiten, die in der Gemeinde Vergangenheit sind, werden im Blick auf die Diakonie noch vorausgesetzt. Braucht es Orientierungskurse nur für Konfessionslose? Ist kirchliche Kompetenz bei Gemeindegliedern voraussetzbar?

Kube:

Der Dienstgemeinschaftsbegriff darf nicht einseitig sein. Dienstgemeinschaft muss auch von Arbeitnehmern empfunden werden. Mehr Demut ist auch bei diakonischen Einrichtungen sinnvoll. Auch Konflikte bis hin zum Arbeitsgericht gehören zum diakonischen Arbeiten. Das Reden miteinander ist wichtig.

Pfaff-Gronau:

Ziel muss sein: Best place to work. Wir brauchen Befragungen der Mitarbeiter in Diakonie und Kirche über ihre Zufriedenheit mit dem Arbeitsplatz. Vielleicht die Einführung des Siegels als »fairer Arbeitgeber«? In Konflikten wird Kirche als verlogener Arbeitgeber wahrgenommen.

Kottnik:

Dauerhafte Kommunikation in Einrichtungen ist wichtig, nicht nur große Worte und Ansprüche. Problematisch bleibt der Umgang mit Konflikten. Mediation müsste da verstärkt werden und nicht hierarchisches Konfliktmanagement.

Menzel:

Gegenseitige Ansprüche müssen mit Verständnis der Strukturen und Arbeitsweisen verbunden werden.

Kube:

Im diakonischen Arbeiten gehören arbeitsgerichtliche Niederlagen dazu. Das Streikrecht ist unproblematisch, wenn es der Zufriedenheit der Arbeitnehmer dient.

Diakonisches Proprium ist nicht gleich christliche Identität. Christliche Identität ist nicht anzuordnen, sondern muss gelebt werden. Sie ist eher als Prozess anzusehen, weniger als Festschreibung. Der Selbstanspruch des Einbringens des christlichen Profils bleibt wichtig, virulent und möglich, auch bei nur noch 25% an christlichen Mitarbeitern. Die Diasporasituation stellt vor andere Herausforderungen. Können wir evangelischen Geist im Umgang miteinander umsetzen? Können wir den Anspruch beibehalten, wenn der evangelische Anteil weiter sinkt?

Kottnik:

Wir brauchen eine Diskussion des Berufsbilds des Diakons. Eine Doppelqualifikation ist positiv. Der Ansatz könnte helfen, das diakonische Profil zu bewahren und zu festigen. Er sollte verstärkt werden. Leider ist die Kirchleitung nicht interessiert an einer diakonischen Qualifizierung der Mitarbeiter. Die Ausbildung der Pfarrer muss einen diakonischen Teil beinhalten. Sie müssen praktische Erfahrungen in der Diakonie sammeln.

Gemeinschaftswerk der
Evangelischen Publizistik gGmbH
Verlag/Vertrieb
Postfach 50 05 50
60394 Frankfurt am Main

Jahrgang 2016

16/16 – »Reformation – Bildung – Transformation«. **Beiträge zu einem ökumenischen Prozess (1)** (Dokumente der ersten Versammlung der »Twin Consultation«) – 68 Seiten / 5,40 €

17/16 – »Das wird man wohl noch posten dürfen!? **Alltagsrassismus und Demokratiefindlichkeit im Netz**« (Evangelische Akademie Thüringen) 36 Seiten / 4,10 €

18-19/16 – **Beiträge, Reden, Predigten aus der Kontroverse um den Wiederaufbau der Garnisonkirche in Potsdam** – 112 Seiten / 7,90 €

20/16 – **Siehe, ich will Neues schaffen. Erkennt ihr's denn nicht?** (EKD-Zentrum für Mission in der Region) 68 Seiten / 5,40 €

21/16 – **Gärtner – Mörder – Gott. Gott und der Ursprung des Bösen im Krimi** (Ergebnisse einer theologisch-literarischen Tagung der Evangelischen Akademie Frankfurt) – 32 Seiten / 4,10 €

22/16 – »Der Herr lässt sein Heil kundwerden.« **Christen und Juden als Zeugen der Treue Gottes – zur theologischen Frage der Judenmission** (Studientag der Evangelischen Kirche in Deutschland) 52 Seiten / 5,10 €

23/16 – **Von Gottesebenbildlichkeit und anderen irritierenden Horizonten** (Theologische und religionspädagogische Reflexionen und Konzepte zur Bearbeitung gruppenbezogener Menschenfeindlichkeit und Texte aus der gesellschaftlichen und kulturellen Praxis) 48 Seiten / 4,60 €

24/16 – **Erzähltes Leben: Auto-Biographien in interdisziplinärer Perspektive. Annäherungen an ein schillerndes Phänomen** (Tagung der Evangelischen Akademie Hofgeismar) – 52 Seiten / 5,10 €

25/16 – **80 Jahre NS-kritische Denkschrift der Bekennenden Kirche von 1936** – 28 Seiten / 3,40 €

26/16 – **Friedensgutachten 2016. »Fluchtursachen in den Fokus – Verantwortung übernehmen«** – 24 Seiten / 3,40 €

27/16 – **Atlas zur Gleichstellung von Frauen und Männern in der evangelischen Kirche in Deutschland** (Konferenz der Frauenreferate und Gleichstellungsstellen in den Gliedkirchen der Evangelischen Kirche in Deutschland, Studienzentrum der EKD für Genderfragen in Kirche und Theologie) 60 Seiten / 5,10 €

28/16 – **Innovationswerkstatt Soziale Sicherung (mit Günter Wallraff)** – (Arbeitnehmerfachtagung 2016, Nürnberg – eine Tagung des Evangelischen Verbandes Kirche Wirtschaft Arbeitswelt) – 40 Seiten / 4,10 €

29/16 – **Social Talk 2015: »Am Wendepunkt? InnenPerspektiven der Sozialwirtschaft«** – (Tagung des Instituts für Zukunftsfragen der Gesundheits- und Sozialwirtschaft der Evangelischen Hochschule Darmstadt) – 72 Seiten / 5,90 €

30/16 – **»Christliches Glaubenszeugnis in der Begegnung mit Muslimen«** (Akademische Fachtagung an der Kirchlichen Hochschule Wuppertal/Bethel) – 72 Seiten / 5,90 €

31/16 – **»Was willst Du, dass ich Dir tun soll?« Geistesgegenwärtigkeit in der medizinischen Praxis** (Fachtagung der Evangelischen Akademie zu Berlin, der Diakonie Deutschland und der Akademie der Versicherer im Raum der Kirchen) – 72 Seiten / 5,90 €

32/16 – **Ethische Implikationen des digitalen Wandels** – 44 Seiten / 4,60 €

33/16 – **Reformation und Islam** (Impulspapier der Konferenz für Islamfragen der EKD) 20 Seiten / 2,60 €

34/16 – **»Internationale Krisenprävention«** (Evangelische Akademie Thüringen) – 60 Seiten / 5,10 €

35/16 – **500 Evangelische Schulen – Eine Welt. Den Welthorizont von Bildung und Glauben erschließen / 500 Protestant Schools – One World. Exploring the Global Horizon of Education and Faith** (Eine Konferenzdokumentation) – 100 Seiten / 6,90 €

36/16 – **Unterwegs im Auftrag des Herrn. Christliche Identität im Handeln von Diakonie und evangelischer Kirche** (Evangelische Akademie zu Berlin) – 32 Seiten / 4,10 €

Der Informationsdienst **epd**-Dokumentation (ISSN 1619-5809) kann im Abonnement oder einzeln bezogen werden. Pro Jahr erscheinen mindestens 50 Ausgaben.

Bestellungen und Anfragen an: GEP-Vertrieb Postfach 50 05 50, 60394 Frankfurt, Tel.: (069) 58 098-191. Fax: (069) 58 098-226. E-Mail: vertrieb@gep.de Internet: <http://www.epd.de>

Das Abonnement kostet monatlich 28,25 € inkl. Versand (mit Zugang zum digitalen Archiv: 32,95 €). E-Mail-Bezug im PDF-Format 26,70 €. Die Preise für Einzelbestellungen sind nach Umfang der Ausgabe und nach Anzahl der Exemplare gestaffelt.

Die Liste oben enthält den Preis eines Einzelexemplars; dazu kommt pro Auftrag eine Versandkostenpauschale (inkl. Porto) von 2,50 €.

epd-Dokumentation wird auf chlorfrei gebleichtem Papier gedruckt.